

Anne Dombrowski

Platzwunden haben lange Beine

Ein Text über das Schweigen

„Du hast dich ja lange nicht gemeldet“, sagt sie. Und ihr Lächeln hebt Mundwinkel wie Hände. Hoch. Ihr Lächeln schluckt Vorwürfe wie ungemacht. Runter.

„Du musst dich nicht rechtfertigen“, sagt sie. Vorsichtshalber. Noch. Dazu. Und ihr Lächeln spielt auf der Flöte ein betont fröhliches Lied, auch wenn er sich lange nicht bei ihr gemeldet hat.

„Wir sollten uns nicht so oft sehen“, sagt er. Und sein Lächeln deutet keine große Sache an. Und die große Sache, die ihr vorschwebt, die verkleinert sich. Rapide. Und auch wenn sie noch nicht begreift, was hier vor sich geht, begreift sie doch, dass es nichts Gutes ist. Dass Illusionen gleich flöten gehen. Könnten.

Und ihr Lächeln will Mundwinkel wie Hände in Hosentaschen graben. Doch sie stopft sich den Mund schnell wie Hosentaschen. Voll. Schweigen. Und ihr ausgestopftes Lächeln, das strahlt groß und artig. Denn. Sie reagiert hier nicht über. Das kann ihr niemand nachsagen, dass sie hier überreagiert. Sie reagiert gar nicht. Sie

Anne Hassel

Stimmen

Lea fühlte Leere in sich, keine Stille, die wäre besser zu ertragen gewesen. Als Gregor am Morgen gegangen war, hatte er die Sprachlosigkeit der Ehe bei ihr zurückgelassen.

Minuten später floh sie aus dem lautlosen Haus, sog die Geräusche der Straße auf, lauschte den Wortfetzen, die sie beim Vorübergehen der Leute hörte. Sogar das schrille Geräusch der Klingel, auf die sie nun ihren Zeigefinger drückte, freute sie.

Ihre Freundin Gabriele zog sie in die Wohnung und langsam wich die Leere.

„Du musst etwas tun, Lea, um der Inhaltslosigkeit deines Lebens zu entfliehen“, sagte Gabriele.

Lea hielt die Augen geschlossen, lauschte den Worten. Erschrak, als ihre Freundin nach einem kurzen Schweigen perlig lachte und laut rief: „Mach endlich was! Etwas Besonderes!“

In der nächsten Zeit stahl Lea dem Tag Stunden um herauszufinden, was sie besonders faszinierte. Immer wieder kamen ihre Gedanken

zurück zu Stimmen. Laute, leise, singende, flüsternde, unangenehme, interessante. Das war es, was sie am meisten begeisterte.

Und so beschloss sie, Stimmen zu sammeln.

Ein grauer Tag.

Lea ging durch die Straßen. Tausend Geräusche um sie herum, aber wie sollte sie die Objekte ihrer Begierde fangen? Sie waren nicht einfach aufzuspießen wie Schmetterlinge.

Und worin aufbewahren?

Als es zu regnen begann, stellte sich Lea im Eingang eines Reisebüros unter. Ihr Blick fiel auf eine Fotografie von Venedig. Venedig im Herbst, Gebäude im Nebel, schemenhaft nur erkennbar. Dort werde ich beginnen, dachte sie und hastete nach Hause.

„Begleitest du mich nach Italien?“, fragte sie ihn am Abend, nachdem sie von ihren Reiseplänen erzählt hatte.

Ihr Blick ruhte auf dem Gesicht ihres Mannes. Sie wartete, lächelte dann mit dünnen Lippen. Hoffte nicht mehr auf eine Antwort, drehte sich um und griff nach dem schwarzen Jackenkleid. Das würde sie anziehen, wenn sie auf Stimmenfang ging.

In der Nacht träumte sie von der Stadt im Meer, den Gondeln, die fast lautlos über das Wasser gleiten. Noch empfand sie nicht anderes als konventionell Reisende.

Als sie aus dem Vaporetto stieg, schmeckte die Luft leicht salzig auf ihren Lippen, es roch nach verwesenden Abfällen in der Lagunenstadt. Lea fror, lief über den Markusplatz, blieb aber dann vor zwei Tauben stehen, die sich um ein Stück Brot zankten.

„Singt! Singt!“, flüsterte sie. Doch die Tiere blieben genauso stumm wie zuvor die Fische, die sie vom Schiff aus beobachtet hatte. In einem Laden nahe der Piazza San Marco kaufte sie Elfenbeinkästchen in den unterschiedlichsten Größen. Danach suchte sie in einer der stilleren Straßen inmitten der Altstadt nach dem vorbestellten Quartier. Ein Gefühl von Irrealität befiel sie, Traum und Wirklichkeit vermischten sich.

„Ah, Signora! Wir haben Sie schon erwartet! Willkommen in Venezia“, empfing sie der Wirt der Pension. Sie sah in ein breites Gesicht und ergriff die ausgestreckte Hand.

„Hatten Sie un buon viaggio – eine gute Reise?“

Er löste seine Hand, die sie an kalten, wackeligen Pudding erinnerte, nahm ihren Koffer und sie stieg dann hinter ihm die Stufen zum zweiten Stock hinauf. Später zog sie das dunkle Jackenkleid an und

verließ die Pension. Abenddämmerung lag über den engen Straßen und Gassen. Lea lief ohne ein bestimmtes Ziel. Vor einem kleinen Opernhaus blieb sie stehen. Das Wasser des Seitenkanals trug eine tote Taube. Angewidert wandte Lea sich ab und ging zum Hintereingang des Gebäudes. Eine Frauenstimme, undeutlich noch, aber eine, die Lea sofort faszinierte und sie wusste, hier war sie richtig. Ihre Finger zitterten, als sie die Eisenklinke der alten Holztüre herunterdrückte, sich durch den schmalen Spalt ins Innere zwängte, in den spärlich beleuchteten leeren Zuschauersaal. Der dünne, sichelförmige Mund der Frau auf der Bühne öffnete und schloss sich, um Töne, die sich zuvor in dem voluminösen Oberkörper gebildet hatten, je nach Bedarf herauszulassen oder zurückzuhalten.

Auf einmal fühlte Lea eine unheimliche Ruhe.

Das also würde ihr erster Stimmenbesitz sein.

Mechanisch nahm sie eines der Elfenbeinkästchen aus ihrer Handtasche, öffnete es und gerade, als sich das hohe C einen Weg durch die einsamen Zuschauerreihen bahnte, fing Lea es ein, schloss den Deckel und schlich aus dem Theater. Im Hinausgehen hörte sie das Räuspern und Husten der nach Luft ringenden Sängerin.

Acht Tage blieb sie in Venedig. Sie konnte nicht eher ruhen, bis sie all die Laute besaß, die ihr gefielen. Acht Tage reicher Beute, so reich, dass sie überlegte, ob sie auf die tiefe, scheppernde Stimme ihres Pensionswirtes verzichten sollte. Doch nach einem Blick auf die Rechnung, die er ihr mit seinen Puddingfingern überreichte, nahm Lea auch diese mit.

Zu Hause drapierte sie die Schätze ihrer Reise auf einem Regal im Wohnzimmer. Ihr Mann beobachtete sie, ohne ein Wort zu sagen.

„Du darfst die Kästchen nicht öffnen! Sie gehören mir ganz alleine!“, erklärte sie. Er nickte verständnislos.

Am nächsten Morgen schlüpfte sie wieder in ihr dunkles Jackenkleid. In winzigen Wolken entflohr ihr Atem, als sie die Haustüre öffnete. Plappernde, kichernde Schulkinder begegneten Lea. Sie lauschte, krallte dann die Fingernägel in das Handinnere, um der Versuchung zu widerstehen, auch den Kindern die Sprache zu rauben. Sie hatte noch nichts gegessen, betrat die nächste Bäckerei.

„Was darf's denn sein?“, fragte die Verkäuferin.

Lea lächelte die Frau hinter der Ladentheke glücklich an. Der Klang dieser Stimme, die an das Läuten des Weihnachtsglöckchens kurz vor der Bescherung erinnerte, fehlte ihr noch. Sie wollte mehr davon, sich erst satt hören, bevor sie ihn einschloss.

„Welche Sorten von Brötchen haben Sie?“, hörte sie sich fragen. Musste sich beherrschen, vor Freude nicht aufzuschreien, als die Glockenstimme aufzählte: „Mohn-, Sesam-, Sonnenblumen-, Körner-, Bauern- und Wasserbrötchen.“

Das Murren hinter ihr überhörte sie, verlangte von jeder Sorte eines. Dann nahm sie ein Kästchen aus der Einkaufstasche, öffnete es und das: „Darf es sonst noch was sein?“, verschwand darin.

Lea bemerkte kaum, wie die Stunden verrannen, die Nacht den Tag ablöste. Ein seltsames Fieber hielt sie gefangen. Der Busfahrer, der ihr sprachlos nachsah, die dicke Frau, die nach Luft rang, der junge Sänger, der trotz der Eiskälte am Eingang des Kaufhauses mit seiner Gitarre saß und plötzlich nicht mehr weitersingen konnte, das alles berührte sie nicht mehr. Sie interessierten nur deren Stimmen. Bald reichte der Platz im Wohnzimmer nicht mehr aus, um all ihre Schätze unterzubringen. Überall standen die eingefangenen Stimmen und begannen, Gregors Interesse zu wecken. Einmal überraschte sie ihn, als er eines der Kästchen in die Hand nahm.

„Lass das! Die gehören mir!“, schrie sie.

Er erschrak und stellte es wieder an seinen Platz.

„In allen sind die Worte und Sätze aufbewahrt, die du mir seit Jahren verweigerst“, wollte sie erst noch hinzufügen. Doch da war wieder diese Mauer des Schweigens zwischen ihnen.

Der Samstag begann wie all die anderen Tage zuvor. Nach dem Frühstück ging sie einkaufen, suchte nach neuen, unbekanntem Lauten. Sie kam später zurück als sonst. Schon als sie den Schlüssel in das Schloss der Wohnungstür steckte, hörte sie es. Laute Stimmen drangen aus dem Wohn- und Schlafzimmer, huschten aus dem Bad und der Küche, vibrierten, lachten, sangen, rezitierten, lockten, schrieten und flüsternten. Geöffnet waren die Kästchen auf den Regalen, in den Schränken, den Kisten. Alle leer – ihrer kostbaren Inhalte beraubt! Und im Flur stand ihr Mann! Stand dort mit vor Entsetzen aufgerissenen Augen, den Händen auf den Ohren, gefangen in seiner eigenen Sprachlosigkeit.



Ewald Arenz

Gottes Wort

Es war ein sonniger Vormittag, an dem die Leiterin des Kinderladens „Blaue Wale“, Lena Dobler-Hertenfeld, ein bunt gemaltes Schild an der Eingangstür befestigte, auf dem verkündet wurde, dass Geschwisterkinder bei der Aufnahme 50% Ermäßigung und einen Sojalolli extra erhielten. Als sie stolz zurücktrat, um ihr Werk zu betrachten, streckte sie ein völlig überraschender Blitz aus wahrhaft heiterem Himmel nieder. Die durch zahlreiche vermeintlich indianische und schamanische Riten bei Lagerfeuern abgehärteten Kinderladenkinder glaubten an eine der üblichen rituellen Ohnmachten und ließen die Leiterin vor der Tür liegen, obwohl die Traumfänger um ihren Hals noch leicht glommen.

Am selben Vormittag, etwa eine halbe Stunde später, beendete der leitende Verwaltungsfachangestellte Schöber eben ein Rundschreiben an die Bediensteten seiner Abteilung, in dem sie aufgefordert wurden, ihre Urlaubsanträge doch bitte zeitnah abzugeben, als zwischen dem USB-Eingang seines Rechners und seiner Stirn ein plötzlicher Lichtbogen entstand und Schöber in tiefer Bewußtlosigkeit in seinem Bürostuhl zusammensinken ließ. Seine Sekretärin, die ein seltsames Knistern gehört hatte, sah kurz

durch die Tür, murmelte ein etwas genervtes: „Oh – schon wieder Power-Napping!“, wollte das Licht ausschalten und erhielt dabei einen elektrischen Schlag, der ihr die Haare zu Berge stehen ließ.

Kulturredakteurin Klinger, die es etwas eilig hatte, die Kritik des gestrigen Rockkonzertes fertig zu schreiben, da sie sich in der Mittagspause auf einen Espresso mit ihrem heimlichen Geliebten treffen wollte, schrieb ohne lange Überlegung von der fulminanten Boshaftigkeit, die sich in den gesellschaftskritischen Liedern der Jugendband „Death to Death“ geäußert habe, als ihre Tastatur durch einen Kurzschluss plötzlich komplett unter Strom stand. Bedauerlicherweise hatte Kulturredakteurin Klinger sich eben auf der Toilette für ihren Geliebten frisch gemacht und deshalb noch feuchte Hände, was dazu führte, dass der Strom ungehindert und begeistert durch all ihre Fingerspitzen eindrang und ungefähr in Brusthöhe zusammenfloss. Klingers Herz beschloss daraufhin, eine kurze Auszeit zu nehmen, was zu einem weiteren kleinen Kurzschluss führte.

Überall im Bundesgebiet kam es an diesem Tag zu Blitzschlägen. Zu Kurzschlüssen, Überschlägen, Lichtbögen und zu unglaublich vielen kleinen Schlägen aus statischer Elektrizität. Wissenschaftler winkten ab, als sie mit Anfragen bedrängt wurden: „Koinzidenz“, meinten sie

unisono, „bestenfalls liegt es an der vermehrten Sonnenaktivität.“ Pfarrer Friedrich wusste es besser. Er hatte alle Berichte über diese seltsamen Vorfälle gelesen und eine Theorie entwickelt, die ihm aber – wieder einmal – keiner glauben würde. Deshalb hielt er den Mund, achtete aber mit einem leisen Lächeln, das um seine Mundwinkel spielte, beim Abfassen seiner Predigt auf eine noch genauere Wortwahl als sonst. Er hatte so eine Ahnung.

Vierundzwanzig Dimensionen weiter nördlich rieb Gott sich in grimmiger Befriedigung die Hände. Blaue, gelbe, rot leuchtende Blitze umwetterten sie knisternd und entluden sich durch alle Dimensionen hindurch auf die Erde.

„Ha!“, wandte sich Gott der Herr fröhlich an den bärtigen Herrn neben ihm, „es funktioniert! Großartig! Es funktioniert wirklich!“

„Naja“, antwortete Iwan Petrowitsch Pawlow bescheiden, „natürlich. Bedingte Konditionierung. Man könnte natürlich auch ein Belohnungssystem anwenden“, fügte er vorsichtig hinzu, „das ginge schon auch.“

„Belohnung?“, donnerte Gott. „Die verdienen keine Belohnung. Die sollen froh sein, wenn ich sie nicht töte! Wie heißt der erste Satz des Johannesevangeliums? Wie?“

Es donnerte nun durch die gesamte Dimension. Pawlow, obwohl Naturwissenschaftler, rezitierte zurückhaltend: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war in Gott und Gott war das Wort.“

„Na bitte!“, schrie Gott, „na also! Und was machen sie da unten? Sie machen die Wörter kaputt! Ich meine, was für ein schöneres Geschenk kann man dem Menschen machen als die Sprache?“

Pawlow seufzte. Er kannte das schon. Seit dreißig Jahren hörte das gesamte Himmelreich jede Woche dieses Gejammer. Und es war immer schlimmer geworden. Deswegen hatten die Engel ihn gefragt, ob er nicht eine Lösung wüsste. So war er überhaupt zu dieser Beraterstelle gekommen.

„Geschwisterkinder!“ Gott redete sich in Rage. Was die Menschen für Sonnenstürme hielten, war in Wirklichkeit der Zorn Gottes, der sich in gigantischen elektrischen Wolken um seine Stirn entlud.

„Geschwisterkinder! Habe ich den Menschen nicht die Wörter Neffe und Nichte geschenkt? Zeitnah! Ich bitte dich! Wenn irgend jemand der Zeit nah sein kann, dann bin das ich! Ich habe sie erschaffen! Alles andere ist bald! Boshaftigkeit! Wozu habe ich in unendlicher Präzision das klare Wort Bosheit erschaffen? Wozu?“

Pawlow bemühte sich, die Wogen zu glätten: „Es war wahrscheinlich wieder einmal Luzifer“, meinte er beruhigend, „sieht ganz nach ihm aus.“

Das war falsch gewesen. Gott raste jetzt vor verzweifelter Zorn: „Nein“, donnerte er, „ich habe ihn gefragt! Er hat nichts damit zu tun. Die machen das alle selbst. Luzifer hat mich ja sogar um Hilfe gebeten, weil kürzlich einer auf dem Sterbebett noch gesagt hat: 'Ich geh Hölle, Digga, echt!' Ich habe Luzifer vorher noch nie weinen sehen!“, schloss er eindrucksvoll, „aber jetzt ist Schluss! Die Gedanken mögen frei sein, aber das Wort ist es nicht! Das Wort ist göttlich!“

Er sandte erneut eine Wolke kleiner Blitze auf die Erde. Unten brachen zahlreiche Deutschlehrer zusammen, die ihren Schülern eben erklärt hatten, sie seien in Deutsch nicht wirklich gut. So viel Spaß hatte Gott nicht mehr gehabt, seit er am fünften Schöpfungstag den Nacktmull, die Giraffe und die Sachsen erschaffen hatte.

Pawlow dagegen begann, sich vorsichtig zurückzuziehen. Das würde wohl noch eine Zeitlang dauern, dachte er, aber dennoch war er vorsichtig optimistisch: Vielleicht würde die neue Welt dort unten wirklich eine schönere werden, wenn sie erst einmal ordentlich konditioniert war.

F. Axenmacher

EM-Druck – Love Letter – dufte poker duftimann

EM-Druck 2012

Der Ball ist rund, spricht Gutenberg,
und Deutschland ist kein Fußball-Zwerg.

Holland, Dänemark, Portugal
sind gemeinhin stark am Ball,
doch in Charkow, Lemberg, Polen
müssen wir die Punkte holen.

Ohne Poldi, Schweini, Klose
geht die Chose in die Hose.
Neue Leute, Stars von morgen
sollen für den Umbruch sorgen,

Mit Sprache über Sprache

und ein Neuer ragt hervor
auf der Linie im deutschen Tor.

Unser Trainer spricht Fraktur,
fordert Durchschuß mit Bravour:

Ohne punktgenaue Passer
fällt der Euro-Cup ins Wasser !
Hängt euch rein, sonst werden wir
Meister nur auf dem Papier !

Durch die Mannschaft geht ein Ruck,
und die Deutschen machen Druck.

Unsere Elf legt einen Satz
auf den grünen Rasenplatz.

Boateng auf jeden Fall
zeigt uns Schwarze Kunst am Ball.

Mit Sprache über Sprache

Deutscher Fan-Gesang erklingt,

als der Ausgleich noch gelingt.

Heute ist ein Freudentag !

Klose macht den Überschlag !

Lauthals singen die Germanen,

schwingen schwarz-rot-gold'ne Fahnen:

Gutenberg, wir werden Meister!

Oder aber – Scheibenkleister....

LL

Love-Letter

Liebeserklärung an eine Type

Spieglein, Spieglein, wer ist die Schönste im Setzkasten?

Wer macht die beste Figur auf dem Laufsteg der Lettern?

Die Entscheidung fällt nicht leicht – eine schöner als die andere!

Das I kommt mir ein bißchen dünn daher, fast wie ein
magersüchtiges Model,

wohingegen das B in großer Üppigkeit seiner barocken Formen
schwelgt.

Das D ist mir zu bauchig, das ß zu bucklig, das P etwas zu oberweitig,
das E zu eckig, das K zu kantig, das L zu winklig, das Z zu zickig.

Das O, obwohl bestechend durch ideale Rundung, ist zu hohl.

Vielleicht das elegante S mit seinem sanften Schwung? Oder das
jungenhafte J, the jolly hockey stick?

Nein, keine kann meiner Favoritin das Wasser reichen.

Sie ist eine Ausnahmeerscheinung von Seltenheitswert,
eine Rarität, ein echter Paradiesvogel: die Ligatur aus A und E.

Zwei sind eins geworden, wie Adam und Eva unter dem Baum der
Erkenntnis:

Eva standhaft, weil innerlich gefestigt, Adam eher
anlehnungsbedürftig.

Schon den bevorstehenden Sündenfall im Sinn, bedarf er der
Stützung.

Eva gibt ihm Halt, vorerst noch – man weiß, wie die Sache ausging.

Doch das ficht mich nicht an. Ja vielleicht gerade deshalb ist sie
meine Auserwählte, meine Siegerin, mein Engel, mein Star:

Æ – die schöne Exotin aus dem hohen Norden.

Mit Sprache über Sprache

dufte poker duftimann

die lisbeth bleckt den hacken schein

das draußen kaspert fitze

der blasius hat ausgepüfft

der duftimann lotst die witze

die lisbeth ist äuf, der splitterling frisch

der kilian macht den hasen

der schimmel verblüht, violke grimmt

am glatten jerken wasen

die lisbeth schmeicht, der harm sich lenzt

der schwarzreiter schauert höhnung

beim duften schall der blauspreit glänzt

das wimmerholz fetzt die dröhnung

Mit Sprache über Sprache

am zefir krackt der korporal

und mit der kitten kutschen

wenn der spitzhut laue späne macht

mer wern ins welsche rutschen

Glatter rotwelscher Vocabularius

lisbeth	Sonne
blecken	scheinen
hack	ganz
schein	Tag
kaspem	schmeicheln, schön tun
fitze (wie glatt, dufte, kitte)	sehr schön
blasius	kalter Wind
hat ausgepüfft	bläst nicht mehr
duftimann	Frühling
lotsen	bringen
witze	Wärme, Hitze
äuf	wach, munter
splitterling	Eis

Mit Sprache über Sprache

frischen	schmelzen, tauen
kilian	Kälte
den Hasen machen	weglaufen, sich davonmachen
schimmel	Schnee
verblühen	vergehen, wegschmelzen
violke	Veilchen
grimmen	blühen
glatt (wie fitze, dufte, kitte)	sehr schön
jerk	grün
wasen	Wiese
schmeichen	lachen
harm	Herz
sich lenzen	sich freuen
schwarzreiter	Landfahrer, Zigeuner
schauern (wie höhnen)	singen
schall	Musik
dufte (wie fitze, glatt, kitte)	sehr schön
blauspreit	Himmel

Mit Sprache über Sprache

glänzen	strahlen
wimmerholz	Fiedel, Gitarre
fetzen	erklingen lassen, ertönen
dröhnung	laute Musik
zefir	Morgen
kracken	krähen
korporal	Hahn
kitte (wie glatt, fitze, dufte)	sehr schön
kutsche	Wagen, Fahrzeug
kitte kutsche	schickes Auto
spitzhut	Polizist
späne machen	aufpassen
laue späne machen	nicht aufpassen, pennen
mer wähn	wir werden, wir wollen
rutschen	reisen, fahren
welschland	Frankreich, Italien
ins welsche	in den Süden

Florian L. Arnold

Reste mit rauhen Rändern

„Schreiben ist leicht. Man muss nur die falschen Wörter weglassen.“

Mark Twain

An seine Majestät

Friedrich II,

König von Preußen,

Kurfürst von Brandenburg,

{postlagernd Schloss Sanssouci}

Hochwohlgeborene Majestät,

darf ich an Euch das Wort richten in einer nicht eiligen, nicht dringenden, nicht weltpolitisch bewegenden Angelegenheit, die mitzuteilen mir allerdings ein großes Bedürfnis ist? Ich möchte Ihnen von mir berichten, einem Ihrer kleinsten und gewiß geringsten Untertanen. Alles, was ich zu berichten habe, wird Eure Politik nicht beeinflussen, mag aber Zeugnis ablegen über die Situation im Reich und die Situation eines Sammlers.

Ich bin Sammler, Majestät, es ist mein Leben. Und ich bin, nachdem ich meine kostbarsten Schätze verloren habe, nunmehr Sammler von Worten, Phrasen, Neoplasmen, eingeführten und konstruierten, veränderten und gepfropften, vergessenen und unterschätzten Worten.

Es begann folgendermaßen:

Es

kam ein Straßenhändler mit gebratenen Zibeben und ich kaufte ihm eine Handvoll ab. Es kam eine alte Frau mit Schmetterlingsdrehkondensatoren und ich kaufte ihr zwei davon ab. Die Zibeben gab ich einer Sächsin zu kosten und sie sagte: *Läggar, die Zibäbm*. Sie kaute und kaute und ich ließ mir ihre Sprache munden: *Zibäbm*. Was würde geschehen, wenn ich das kostbare kleine Wort einem Amerikaner zwischen die Kiefer klemmte: *βai-beebn*, würde er mahlen, oder auch: *Tsai-beebn*. Mit ausgeklinktem Kiefer ungläubig die Konsistenz abendländischer Wortkreationen erst kauend, dann ausspuckend. Was bleibt übrig, wenn am Ende aller Tage, kurz bevor die Erde von einem riesenhaft rot aufgeblähten Altstern verspeist wird und die Menschheit verschwindet?

Worte bleiben.

Worte als Bestandteil des universalen Hintergrundrauschens,
jahrhundertlang ins Weltall geblasen, konsistent, zauberhaft kantig
an Sternen, an stellaren Gebilden vorbeirasend, in Sternenstaub
vorstoßend und ihn verwirbelnd: *Kantenriß. Rißkante. Zibeben.*
Schmetterlingsdrehkondensator.

Manchmal

stehe ich vor dem Haus, blicke nach oben, wo all diese Sterne, die es
nicht mehr gibt, als ihre eigene Erinnerung auf mich herabblinzeln,
und ich stehe da und schreie: *Zibeben.*

Oder ich schreie: *Kantenriß.*

Oder: *Basilisk.*

Heuleule.

Menetekel.

Diluvium.

Kolibri.

Pimpernelle

und

Mirabelle, Allegretto

und

Pizzicato.

Wie laut muß ich schreien, damit diese Worte, wenn die Sonne ihre Freßorgie am Ende der Zeit beginnt, immer noch im Weltall umherwandern? Ich mache mich unbeliebt, ich liebe es unbeliebt zu sein, indem ich Worte benutze, die sich klein und vergessen in stillen Winkeln aufs Verschwinden vorbereiten. Ich nehme sie und führe sie aus.

Das hier ist die Gegenwart, sage ich, seht euch in Ruhe um, schnuppert, lauscht, die Gegenwart hat euch nicht verdient. Was weiß unser pubertäres Zeitalter von der reizvollen Klangerotik der Pimpernelle, welchen Gusto gewinnt die rasende Epoche aus dem Liebreiz der ungarischen Wortgemütlichkeit Törökszentmiklos?

Ich sitze

mit meinen Worten auf einer Parkbank, eine Frau setzt sich neben mich, ich beuge mich zu ihr: *Töpen-Juchöh.*

Schwein, Sie, brüllt sie mich an, will aus verletztem Sittlichkeitsempfinden losschlagen, mich mit ihrem Handabdruck äußerster Empörung monogrammieren, da sage ich: *Das ist ein Ort in...*

Sie sackt zusammen, *nein*, sagt sie, *das macht mich völlig fertig, daß es so etwas gibt.*

Wir sitzen eine Weile schweigend beisammen, dann sage ich leise für mich: *Wanne-Eickel-Upflamör-Buxtehude-Mauretanien-Gruorn-*

Zarnefanz! Ein Mann, der vorübergeht, trägt eine Lidl-Tasche, er schimpft: *Was für Leute es gibt, hören Sie doch auf, diese Frau zu belästigen*, und ich kontere: *Geh, sei so lieb, sing mir doch a Lied!*

Er flüchtet.

Wortverbrecher

würde man mich nennen dürfen, ich würde es annehmen, mich in Zarnefanz niederlassen und eine Werkstatt eröffnen: WORTVERBRECHUNGEN, auch: WORTUMARBEITUNGEN, -DEHNUNG UND –STAUCHUNG, VOM FACHMANN.

Es gäbe Sonderangebote, darunter auch die Abkürzungen dieser Epoche, die Verkürzungswut würde bei mir in der Wühlkiste abverkauft, *nehmt sie, die verstümmelten und zum Stummel gerauchten Wortleichen, nehmt sie hin für ein 10-Cent-Stück!* Vorne im Schaufenster die Preziosen, die Wortdelikatessen, *Pharaonenglanz* ist das Angebot des Tages, gestern war *Kondwiramur* sehr zu empfehlen mit seiner zimt- würzigen, samtglänzenden Eleganz, wohingegen ich die doppelsinnige *Krinoline* in einem goldgefaßten Gefäßchen aufbewahre, das einstmals Wilhelm I. gehörte, er bewahrte darin *Flohpulver* auf.

Mit unseren schmutzigen Schuhen stehen wir auf den Schultern schönerer Tage, die sich den Klang der Worte munden ließen. Im

Rokoko sprießten *Tulipan*, *Pasquill* und *Rocailenrund*, der Zibebenbraten wurde in *Marillensauce* gewendet, während die Langen Kerls einem zarten *Allegretto* des Preußenkönigs lauschten, der..., nein, es wird wohl kaum so gewesen sein, daß Soldatenvolk dem musikalischen Abrakadabra des Königs lauschen durfte.

Ich schreibe

einen Brief: Majestät, schreibe ich, seien Sie versichert, daß ich der kleinste Ihrer Bewunderer bin, das Hämoglobin meines Blutes würde kaum genügen, mich Ihrem Heer als Kämpfer anzupfehlen, doch möchte ich Ihnen, erlauben Sie mir diese Freiheit, in diesem Etui einige Blüten aus meiner in aller Welt geschätzten und benützten Wortkollektion zukommen lassen, wobei ich mir anmaße zu glauben, daß darunter die vielleicht schönsten Zungenköstlichkeiten zu finden sind, die unsere Sprache aus der eigenen Schöpfungskraft und den Einflüssen fremder Länder und Epochen amalgamierte:

Zilpzalp

Piccolomini

Habakuk

Gartenschnirkelschnecke

Krakowiak

Rabauke

Simsalabim

Montecuculi

Kuddelmuddel

Perpendikel

Tuskulum

Zipperlein

Pampelmuse

Katakaustik

Kartätsche

Inauguralserenissimus

Abgasflötenvirtuose

Kinkerlitzchen

Ringelpietz

Fisimatenten

Brimborium

Krakeel

Gutzgauch

Zwiderwurzn

Schemelbein

Überlandzentrale

Nebbochanten

Knochigkeit

Bombenplombe

Ich habe mich, das gestehe ich gerne, seit frühester Jugend mit Worten befaßt, schrieb sie schon mit unbeholfener Kinderhand nach, als ich sie noch nicht einmal richtig aussprechen, geschweige denn begreifen konnte. Allein ihre Form auf dem Papier, die Art, wie sich Auf- und Abstrich, Akzentstrich und Interpunktionszeichen auf dem Papier räkelt, wie Kommata miteinander tuschelten und Punkte humorlos Enden verkündeten, das entzückte mich. Noch davor, auch das werde ich eingestehen müssen, war ich selbst in der Worterfindung rege tätig gewesen. Ich hatte, kaum dem Mutterleib entkommen, selbst minütlich Worte hervorgesprudelt, deren Sinn kaum zu erfassen war, deren absurd-schön von den Lippen polternde Onomatopoesie mich aber in einem Maße oral befriedigte, wie es späterhin nicht einmal die edelsten Speisen vermochten. Ich sprudelte: *Spibbabl*, ich gurgelte *Glubbl*, greinte *Niöö!*, rief: *Gäääk*, mit langem **Ä** und einem eisenkantenharten **K** am Schluß. Es war eine gesegnete Zeit, wir lachten viel, ich gestehe, es gefiel allen Beteiligten.

Majestät,

ich schreibe Ihnen dies um Sie zu bitten, eine Sammlung der edelsten, liebezendsten und zugleich bedrohlichsten Worte dieses Reiches anlegen zu lassen. Gerne werde ich mit meinen

bescheidenen Mitteln dieses so wertvolle Unterfangen unterstützen und ihm mit aller geistigen und materiellen Kraft, die ich zu geben habe, beistehen.

Unheimlich

schleichen Usurpatorenworte umher, Nachtschatten des schlampig Ausgedachten und Ausgesprochenen, verbale Mollusken und linguistische Quallen, die sich von den Katafalken morphingetränkter Dichtungen erheben und untot in die Schreibfedern achtloser Romanciers schlüpfen. Hagestolze Scheinworte, die nichts bedeuten, die sich selbst genügen, die unzureichend verwesen und als Irrläufer jede Sprache vergiften.

Ich zerknacke

lustvoll Worte in Teile, die ich neu zusammenfüge, ein köstliches Spiel, das sich tagelang fortsetzen läßt, am schönsten unter Bäumen, durch die Sonnenlicht bricht: Ich breche die Kakerlake auf und setze sie mit dem Basilisk zur *Kakerliske* und zum *Baskerlake* zusammen; die mit dem Harlekin gekreuzte Kaulquappe springt im Vestibül umher: eine unerträgliche *Kaulekine*, eine *Harlequappe*, eine *Quappkaulekine*. Den Zoo erweitert mir die *Medusenheule*, die *Mardermausirene*, dem Zerberus schenke ich den Vampir und drehe beide, kaum daß sie sich zusammenfinden, durch den Wortwolf,

woraus ich ein paar Gramm hervorragendes *Vamzerpirberus* gewinne, das ein wenig nach Ammoniak, ein wenig nach Napalmpulver und Mottenkugel, etwas nach Popanzabsud und Tragantkrümeln duftet.

Heckmeck,

nennen wohlbestallte Kritiker das, sie schelten mich einen

Piesepampel,

einen skrupellosen

Kinkerlitz,

einen mokanten

Wortringelpietz.

Simsalabim,

denke ich mir nur, wer seid ihr, mich zu kritisieren, mich, den Paganini der Pleonasmen, den Kardinal der Katakaustik, mit dem Ehrenpreis der semantischen Paläontologie ausgezeichneten Serenissimus der Sprachliebhaberei?

Ich habe mich mein Leben lang mit Worten und Sätzen umgeben, ihnen ihre Kümmernisse des täglichen Sprachverschleifs abgelauscht, sie liebkost und wertgeschätzt, habe sie, die Ramponierten und Selektierten, die von den Haubitzen dilettantischer Lektoren Verstümmelten und Verstummtten gepflegt und, wenn nichts mehr

zu retten war, sie in meinem Mausoleum gemordeter Worte beigesetzt.

Im nunmehr über 2 Millionen Jahre währenden Dasein des Menschen, das habe ich in der Trauerzeit herausgefunden, gibt es fast 2000 Worte und nicht weniger als 28.890 Satzkonstruktionen, die noch kein Mensch jemals geschrieben oder ausgesprochen hat und die zu beschützen ich als meine nobelste Aufgabe empfinde. Es befinden sich darunter Worte, die von enormer Schönheit sind – vermutlich, weil sie so unverbraucht auf ihr erstes Ausgesprochenwerden warten. Während ihre lauthalsen Kollegen auf farbigen Riesenplakaten ein rauhes und schales Dasein als aufgeplusterte Magnifizenzen von Nichts führen, warten die Unausgesprochenen hübsch ruhig im Dunkeln, sitzen geduldig abwartend, weil sie, anders als jene, welche des Geldverdienens wegen erschaffen wurden, für edlere und heiligere Ziele mit großem Aufwand und finement hergestellt wurden.

Majestät,

ich möchte Ihnen versichern, daß ich diese Sätze, die ich seit langem sammle, indem ich akribisch das ganze Erdenrund abreiste, nur deshalb fern aller Öffentlichkeit horte, um sie vor Verletzung, Banalisierung und Ermordung zu schützen. Ich wage kaum es anzusprechen, doch es ist Tatsache, daß die Zahl jener Worte und Sätze, welche

von beschämender Banalität sind, stetig zunimmt; mit jedem Lebewesen, das geboren wird, stellt sich von neuem die Frage, ob da ein listiger und starker Held des Wortes in die Welt kommt, oder ob künftig ein weiterer Soldat geistloser Grammatikanästhesie das Repetiergewehr leerer Rhetorik auf rauschende Alliterationen abfeuert, billigste Schlagzeilen von geringster Lebensdauer hervorbringend.

Ich traure um mir Entzogenes, um das tote

Gesäuse,

traure um

das H im Thiere,

das ß im Biß,

ohne keinen *Lichtritz* im *Butterberg,*

das Bratkartoffelverhältnis mit Broiler bringt Bredouille und

Fracksausen.

Laryngologen und Lokalanästhesisten waren unfähig herauszufinden, warum in manchem Menschen sprachliche List und Intelligenz wie Wassertropfen verdunsten, während andere mit so wenigen Materialien wie Papier, etwas Tusche, einer Feder und Geistesgaben ganze Schlachten gewannen, die andere mit eisernen Fäusten nicht gewinnen konnten.

Majestät,

ebenso wie wir uns des Schutzes und der Pflege der kostbarsten Wort-schätze zu widmen haben, ist es unsere Pflicht, Sätze, deren Nichtausgesprochenwerden zu wünschen ist, auf eine Liste zu setzen. Diese Liste sollte – diesen Vorschlag erlaube ich mir zu machen – unter Aufwendung aller zur Verfügung stehenden Kriegsmittel abgearbeitet werden, jede Wendung, jede Phrase, jedes Zerrbild von Sprache und Ausdruck, das auf dieser Liste steht, sollte mit ganzer Wucht bekämpft werden bis zum logischen Schluß, der „Ausrottung“ lauten muß.

Doch halt:

Mir kommt der Gedanke, daß wir zumindest einige Beispiele, in Spiritus eingelegt, aufbewahren sollten, denn diese Worte und Sätze, die einen Leichengeruch obszönster Art verbreiten, müssen nachfolgenden Generationen als schlechtes Beispiel dienen dürfen.

Lassen Sie mich

zuletzt eine persönliche Eröffnung machen: Ich hebe gern von der Straße oder auch aus Abfalleimern Notizen, alte Fetzen, Zeitungsausschnitte und überhaupt alle Arten von bedruckten und beschriebenen Papierstückchen auf. Ich empfinde es als meine Pflicht, sie aufzunehmen und, wenn ich ein schützenswertes Wörtchen ent-

deckt habe, meine Hand über ihm zu schließen. Ich gestehe, daß bei manchem Wort nicht viel fehlte und ich hätte es, wie Kinder es tun, in den Mund genommen, es eingespeichelt, gekaut und vorsichtig heruntergeschluckt. Manchmal betaste ich diese Worte – es sind mitunter nurmehr Wortfetzen, Fragmente, Reste mit rauhen Rändern – ich betrachte sie, manchmal auch zerreiße ich sie, ergötze mich an ihrem gequälten Knistern, rolle sie hin und her um ihr lang hingezogenes Klacken und Klicken, ihr Schnarren und Knistern anzuhören, oder, wenn sie sehr trocken sind, zünde ich sie an, was einige Mühe verursacht, wie man sich denken kann.

KarauscheInd: Jahresendflügelfigur.

*Käseigel besteigen Kerbtiere, das Publikum, lauter
Kniebeißer, kurantz Persilschweine. Bielverknaufte, weise
Sauschneiderinnen bocken batschickerisch druth-
schnellen Gölsternweibern in die waldichten Rücken
landschaftslust-runder Berge, schweißgeschmiedet lefzen
die lauernden Görls, hirnschmalzend der Dichter die
vielknorpeltollen Flexionen des Dichterwortes fürbaß ins
Weichbild der Landschaft hext, grause gaustert der von
ranzigen Zwerchfellen inkommodierte Golz im
Kaiserwetter unter Karfiolwolken, die Talarmotten singen
wehräuchernde Lieder - - -*

[der Rest - bitte sehr! - sei Schweigen!]

Ich suche,

wie bei einem Papier, den Angriffspunkt, halte das Zündholz daran und sehe zu, wie die Flammen auflodern und das Wortstummelchen mit einem KARAUSCH, einem KALITZZ, einem TSCHAWOING in Rauch aufgeht. Verbrennt es mir direkt auf der Handfläche, dann wische ich die schwarzen Handflächen an einer Mauer oder einem Baumstamm ab, wo sich die Überreste in erstaunlichster Weise als Wortkinder neu formen, neue Sprachen, neue Bedeutungskontinente tektonische Unruhe auslösen.

Majestät!

Ich besaß früher eine weithin gerühmte Sammlung großartigster Wörter, *spitze Wörter, runde Wörter, vielkantige Wörter, weiche* und *harte Wörter*, sie lagerten aufgestapelt und nummeriert in feinen Spanschachteln. Jetzt sind viele dieser Spanschachteln versehrt, andere haben sich aufgelöst, sie sind zerfallen, weggerieselt, ausgebrochen und zerflossen. Daran denke ich, den ganzen Tag denke ich daran, wie könnte ich auch damit aufhören, Majestät? Seien Sie versichert: Es war eine einmalige Sammlung, manche Wörter wird es nie mehr wieder geben.

Majestät,

laßt mich, bevor ich diesen Brief beende (nicht wissend, ob ich ihn je werde abschicken können), von einem besonderen Satz erzählen, den ich besaß und den ich einem infolge einer harschen Vergraulungsmaßnahme landlos gewordenen Satzbauern abkaufte. Es war einer dieser Sätze, die einem für jede Situation passend erscheinen und zudem eine ureigene Eleganz besitzen. Ein Satz von honorablem Eindruck, von köstlichster Munterkeit und Verve.

Stolz über meinen Fund verstaute ich diesen Satz in einem Samt-Etui.

Nur zu besonderen Anlässen holte ich ihn heraus und sagte ihn leise vor mich hin.

Leider

ging mir dieser Satz bei einem Umzug verloren, so daß ich ihn an dieser Stelle nicht zitieren kann. Aber lassen Sie mich versichern, daß es einer der schönsten, elegantesten und zweifellos perfektesten Sätze war, die jemals nicht ausgesprochen wurden.

Majestät, ich schließe mit den Worten, die mir ein hochgeschätzter Firlefanz überließ, auf daß ich sie einem geneigten Leser zur Verfügung stelle:

Mit Sprache über Sprache

*„Der Unterschied zwischen dem richtigen Wort und dem beinahe richtigen ist derselbe Unterschied wie zwischen dem Blitz und einem Glühwürmchen.“**

**Mark Twain*



Heiner Feldhoff

Weitersagen

ETWAS ANDERES

Der zeitgenössische Denker rät seiner Sprache den Verzicht auf
Wolken. Ich verstehe. Doch der bewölkte Himmel über mir und das
poetische Herz in mir sagen mir etwas anderes.

JL

WOHLTATEN

Warum ich französische Philosophen schätze? Weil ich dank ihrer
Hilfe deutsche Dichter und Denker wiederentdecke! In einem
Derrida-Buch z.B. leuchten bald auf jeder Druckseite die deutschen
Wörter im Original aus dem französischen Kontext hervor: *Sanftmut*
etwa oder *Abendland*, sie leuchten stärker als auf der rein
deutschen Seite, also in ihrem deutschen Zusammenhang, und es
bemächtigt sich meiner ein seltsam patriotischer Stolz! Meine,
unsere Sprache! Rilke, Hölderlin, Trakl, Silesius, Luther: eine Wohltat

für die Augen, ein tiefer Klang aus der Stille des Buches,
Gemeinschaft stiftende Code-Wörter in der Diaspora, vergeblich
bemühen sich die Übersetzer, die Wörter, die das Geheimnis
bergen, um Adäquates in ihrer Sprache...

JA

JA

Alfred (85) im Krankenhaus. Wie er sich freute, mehrmals ergriff er
meine Hand, meinen Arm! Ich war beschämt, denn ich war ja eher
zufällig, eher verstimmt ins Krankenzimmer gekommen: um seinen
Bruder, der ihn besuchte, im Wagen mit nach Hause zu nehmen.
Das Bestürzende: Alfred konnte nicht mehr sprechen, nur noch JA!
sagen, ein erschreckendes JA zum Leben, das ja sagt und *Nein*,
Schluß, *Aus* meint.

JA

GRABSTEIN

Der schöne Vorname der Frau, die jahrelang meine Nachbarin gewesen ist und mit der ich kaum ein Wort gesprochen habe. Jetzt an ihrem Grabstein, unter dem sie seit mehr als zehn Jahren ruht, lese ich ihn zum ersten Mal: Carminelle.



NORD-SÜD-GEFÄLLE

Wie sich die Texte ändern, wenn es statt Trambahn, Perron, Stiegenhaus: Bahnsteig, Treppen, Straßenbahn heißt.



LÖCHER

Einmal etwas sagen können, ohne daß es an etwas anderes erinnert, einfach das, was ist, aufrufen, jetzt also das Knirschen meines Schritts durch verharschten Schnee. Meine zerlöcherten

Handschuhe, mir frieren die Hände. Doch ich weiß, wo die Löcher in den Handschuhen herkommen, Hunderte Holzscheite haben sie gehoben und gestapelt im Sommer. Handschuh, ein wärmendes Wort, es hat Hand und Fuß.

PROGRAMM

Immer wenn ich den SMS-Text mit meinem Vornamen schließe, ändert das Schreibprogramm „Heiner“ in „Gegner“.

DIE EIGENEN BÜCHER

Schöne Notiz von Julien Green am 22.12.1948 über einen Besucher, der sich sehr gut in seinen Büchern auskennt, besser als Green selbst, und lachend ausruft: „Sie sollten sie einmal lesen!“ Richtig, sage ich mir ernst (im Ernst), wer schreibt, weiß oft gar nicht, was er

tut. Was die Sprache im Komplott mit dem Unbewußten ihn zu Papier bringen läßt.

IL

WIE SCHÖN

Sie wußte nichts zu sagen, sie mochte nichts sagen. „Wie schön das Wasser ist, es ist wie ein Himmel“, sagte sie.

In diesem Walser-Wort liegt das ganze Wesen des Dichterischen. Nichts (in den Augen der Welt Vernünftiges) zu sagen wissen, nichts sagen mögen, weil der Dichter spürt, wie unsagbar das Eigentliche ist – und dann doch etwas sagen, weil das *Schöne* gesagt werden muß, wie banal auch immer. In Anrufen und Vergleichen. Im verschwiegenen Wort einen Himmel schaffen. Und dann mit anderen teilen.

IL

ER

Er hat sich um mich verdient gemacht, soviel läßt sich schon jetzt sagen, er ist mein treuer Begleiter, mein Schatten, dienstbarer Geist für den kränkelnden Nur-ich-allein-Sager, er geht für mich einkaufen oder zur Beichte, eine Art Roboter, wenn mir dieser Kalauer erlaubt ist. Er gehe, sage ich, und er geht. Er komme! Er kommt. Weiß er denn nicht, daß ich jetzt nicht gestört werden will? frage ich in gespielter Entrüstung, und er zieht sich auf Zehenspitzen zurück. Habe ich etwas über ihn geschrieben, ist er mächtig stolz. An vielen Stellen kommt er ja groß heraus, viel Feind, viel Er, sagt er gerne. Er ist ein guter Kerl. Ihm gegenüber komm ich mir ziemlich kompliziert vor. Er ist kein Freiwilliger, er leistet bei mir seinen Er-Dienst, nein, seinen Er-Satzdienst ab. Die Dauer richtet sich nach seinem Tauglichkeitsgrad. Den habe ich noch nicht bestimmt. Manchmal verwirre ich ihn ganz schön: Er werde, der er sei! befehle ich ihm, aber er wird's nicht, wie könnte er? Er nimmt mir eine solche Herrenmoral nicht krumm, nimmt's nicht persönlich, im Gegenteil. Manchmal schicke ich ihn in eine Buchhandlung. Daß er das alles noch erleben darf, sagt er mir, beinahe verschmitzt. Er vermeidet nach Möglichkeit die indirekte Rede. Mit seinen Buchhandelsbesuchen muß ich freilich vorsichtiger werden. Allzu oft bringt er mir Angelesenes ins Haus. Am Ende wird er mir noch ein

Protagonist! Für diesen ernsten Fall habe ich aber vorgesorgt: ich werde ihn dann einfach befördern und ihm das Du anbieten.



DAS HÖSCHEN

Bei einem Literaturwettbewerb ist vor kurzem ein Autor mit seiner Liebesgeschichte sang- und klanglos gescheitert, weil er sich erdreistet hatte, ungeniert das Wort „Höschen“ zu benutzen. Dabei hätte er wissen müssen, daß dieses Wort längst seine erzählerische Unschuld verloren hat, allenfalls in hochkomplizierter, ironisch abgefederter Rollenprosa kann das „Höschen“ noch einmal benutzt werden, kann es sich eventuell ganz kurz sehen lassen. Und selbst dann wirkt es nicht selten peinlich, weil sich hinter dem Höschen das banal Amouröse abzeichnet, wohlgemerkt hinter dem Wort, nicht hinter dem Ort. In eine modische Lovestory mag ja der Slip passen, und auch in einer guten treudeutschen Geschichte ist unter Umständen das Höschen als Kleidungsstück nicht einfach wegzulassen, als Wort aber unter *allen* Umständen.

ALTE WELT

Der Dorfälteste führte mich durch die Ölmühle, die hier *Ollichsmill* heißt. Er erzählte mir, noch im letzten Kriegswinter seien viele hundert Zentner Ölfrüchte verarbeitet worden. Ölfrüchte? Ja, Raps und Bucheckern. Die mächtigen Mühlsteine: ihr Rollen, über Generationen hinweg, unterm Kronrad. Mächtig rollte der Erzähler das r. Das Wasserrad, einsatzbereit wie eh und je, stand, eisumhüllt, still, während die Erklärungen mechanisch aus dem Alten heraus-sprudelten, es sprach mich seltsam an, löste mich aus der kalten allgemeinen Erkenntnis, daß alles fließe und wiederkehre, und gebot mir, besonnener als zuvor hinzuschauen auf das je Einzelne, wofern es mich scheintot anstarre als Eis, als Stein, als Schrift.

JL

STECKBRIEF

Ich las meiner Frau den Brief vor, den ich soeben, lange am Stehpult um die wirkungsvolle Formulierung ringend, an den Landrat geschrieben hatte, um bei ihm Geld locker zu machen für ein Buchprojekt. Als ich nach dem Schlußsatz "Jedenfalls würde ich mich sehr freuen, wenn auch in schwierigen Haushaltszeiten

Einsichtige eine vermeintlich verzichtbare Kulturleistung wie *das dichterische Wort* vor dem Verschwinden im allgemeinen Wirbel von Fun und Events bewahren helfen" das Entwurfsblatt sinken ließ, sah sie mich von oben bis unten an und sagte: Steckdirma das Hemd inne Hose.



IN BAD EMS

In Bad Ems beim Italiener auf der anderen Lahnseite, auf der Seite des Künstlerschlosses. Das Zuckertütchen zum Espresso machte Reklame für das Autohaus *Jalufka* in Nassau. An diesem morbiden Badeort erfreute uns dieser Name aufs ideenreichste: das große lebensbejahende Ja zu Beginn, die luftige Frische der Wortmitte und das auslautende Offenhalten der Assoziationen, das freie Spiel des Gedenkens an Tulla Prochiefke aus der Blechtrommel, an Kafkas unausgesprochenes Erahnen einer todtraurigen Hochzeitsgesellschaft; hier auf der Terrasse des Restaurants war sie tatsächlich versammelt, da saß die Tulla mit ihrem Bräutigam, der sich die Krawatte vom Halse riß und mit tätowierten Armen nach dem Bauernsalat griff, ein Baby schrie unbeachtet von den

Mit Sprache über Sprache

zwanghaft schwafelnd Tafelnden lange ins Leere und wimmerte endlich nur mehr vor sich hin. Empfohlen hatte uns dieses Lokal die Frau an der Becherausgabe neben den Gurgelräumen, die Becher waren kostenlos, das Wasser schmeckte nach faulen Eiern. Im Kurpark hier wurde noch geharkt, mit Rührung sah ich diese Spuren einer untergegangenen Ordnung.



Janina Michl

Herr Schmidt

Da steht sie. Mit schiefgelegtem Kopf und zusammengekniffenen Augen. Er stattdessen fuchtelt hilflos mit den Armen herum, ganz in der beharrlichen Annahme, es würde seinen leeren Worthülsen mehr Inhalt verleihen.

Kraftlos sieht sie aus dem Fenster und ihr Blick fällt auf den grauen Alltag: Das Blumenbeet ist auch diese Woche wieder leer geblieben. Einen Garten voller Rosen, das war der Traum gewesen. Nur wann hatte sich seiner eigentlich von ihrem getrennt?

„Jonas ...“, entgegnet sie besänftigend, doch das matte Lächeln ist lange nicht mehr echt.

„Nein, echt – nein! Nein, das geht zu weit. Ich bin einfach grundsätzlich immer schuld, oder? Da kann ich auch gleich an eine Wand hinschwätzen und es hätte denselben Effekt.“

Mina schüttelt noch entschuldigend den Kopf, doch er ist schon zur Tür hinaus verschwunden.

Just in diesem Moment streift der besorgte Blick des Nachbarn die Szene – wie sie da so traurig im Türrahmen lehnt und er ungestüm

das gemeinsame Grundstück verlässt. Es ist das dritte Mal in dieser Woche. Auf seiner Stirn bilden sich eine Reihe Falten und ein mitleidiges Seufzen verlässt seine Lippen, bevor er sich wieder dem Leeren des Briefkastens zuwendet.

Mina schließt leise die Türe hinter sich, rutscht an ihr herunter, zieht die Knie an den Körper.

Es ist ja nicht so, als würden sie nicht miteinander sprechen. Und der Beziehungsratgeber betont doch immer: Streiten ist gesund!

Sie streiten viel. Oft. Reden stundenlang. Über sich und die Welt und die Beziehung – und trotzdem kommt rein gar nichts dabei herum.

Schon bald hat Mina begonnen, sich damit zu beschäftigen. Es kann schließlich nicht sein, dass man zwar den lieben langen Tag mit Reden zubringt, aber doch nie das Gefühl hat, man hätte miteinander kommuniziert. *Was fehlt ihnen?*

Also hat sie sich informiert: über das Kommunikationsmodell von Schulz von Thun.

Nicht mit zwei, sondern mit vier Ohren hört man alles, behauptet der nämlich. Lang und breit wird erklärt, wie die Anatomie der Sprache aufgebaut ist, was Metakommunikation und die Kongruenz von Nachrichten bedeutet. Warum Frau gleich austickt, weil sie sich

kritisiert fühlt, wenn Mann mit: „Sag mal, wo hast du denn *das* Brot her?“ kommt und dabei doch nur wissen möchte, bei welchem Bäcker sie es gekauft hat. Weshalb jede Botschaft auch eine Selbstoffenbarung und „Schön, dass du die Spülmaschine mal wieder ausgeräumt hast“ eigentlich eine Aufforderung ist. Mina seufzt. Und wenn sie schließlich keine Lust mehr haben, über die Sache selbst zu reden, reden sie halt darüber, *wie* sie miteinander darüber reden.

Ihre Augen wandern durch den Raum; in der Wohnung herrscht dasselbe Chaos wie in ihrer Beziehung. Nichts ist mehr in Ordnung – und irgendwann fehlt dann einfach die Kraft, noch weiterzumachen. *An guten wie an schlechten Tagen*, hat der Pfarrer verkündet und *Paartherapie* ist das aktuelle Streitthema.

„Was – um rumzusitzen und noch mehr zu reden und dafür auch noch Geld hinzulegen, damit uns einer dabei zuhört?!“, nein, Jonas war alles, aber nicht begeistert von der Idee.

Mina rafft sich auf und verschwindet im Bad, wäscht sich die salzigen Spuren ihrer letzten Auseinandersetzung mit kaltem Wasser aus dem Gesicht. Anschließend geht sie ins Wohnzimmer – und bleibt einen Augenblick lang bewegungslos stehen, während sie die Unordnung stumm betrachtet.

Eine Art Fluchtreflex flüstert ihr reizvoll zu, dass sie dieses Schlachtfeld ebenfalls verlassen sollte. Mit spitzen Lippen und lieblichem Klang in der Stimme verspricht er ihr eine verlockende Leichtigkeit. *Einfach gehen*. Lass die Trümmer doch Trümmer sein. Mina zögert.

Die Sekunde dehnt sich aus, verwandelt sich in eine unschlüssige Minute, in eine ausharrende Stunde. Wie ein Stein liegt die Entscheidung auf ihrem Herzen, wiegt mit jedem Moment schwerer.

Dann geht plötzlich ein Ruck durch ihren Körper. Sie schnappt sich den Staubsauger und dreht die Musik laut auf. Es ist endgültig an der Zeit, etwas zu tun!

Binnen mehrerer Stunden putzt sie sich einmal komplett durch die Wohnung. Die Geschirrberge in der Küche werden von Minute zu Minute kleiner, die Klamotten verschwinden in der Waschmaschine, der Müll findet den Weg in die Tonne. Ihre Putzodyssee führt sie einmal durch ihr ganzes Zuhause. Die Bettwäsche wird gewechselt und alte Zeitschriften fliegen raus, abgelaufene Lebensmittel und verjährte Zettelwirtschaft auch.

Mit dreckigen Händen wischt sie sich den Schweiß von der Stirn und niest den aufgewirbelten Staub aus der Nase. Ein leichtes Gefühl macht sich in der Magengegend breit und schließlich hüpfte sie erschöpft und beschwingt zugleich unter die Dusche.

Erst der anschließende Blick auf die Uhr trübt ihre Stimmung wieder augenblicklich: Kurz nach elf Uhr abends. Sie hat gar nicht mitbekommen, wie der Tag seinem finsternen Ebenbild gewichen ist. *So lange ist Jonas noch nie weg gewesen*, denkt sie niedergeschlagen und weiß noch nicht, dass er in dieser Nacht auch nicht mehr zurückkehren wird.

Auf den Stufen zur Tür sieht er sie sitzen, schon frühmorgens um sieben. Er ist ein aufmerksamer Nachbar; er weiß, dass sie gestern bis lange in die Nacht wach war – das Licht ist doch an gewesen bis um halb drei.

Mit dampfendem Kaffee in den Händen kommt er um kurz nach acht zu ihr herüber.

„Alles in Ordnung bei Ihnen?“, fragt er besorgt. Mit hängenden Schultern blickt sie ihn an.

„Guten Morgen, Herr Schmidt. Ja. Nein. Ich weiß auch nicht. Jonas ist nicht heimgekommen“, erwidert Mina mit müder Stimme. „Er hat angerufen. Er wird es auch nicht mehr.“

„Nicht *heimgekommen*“, schmunzelt ihr Nachbar nur und lächelt sie sanft an. „So wie es aussieht, ist es doch schon lange kein Zuhause mehr. Zumindest nicht das einer Beziehung.“

„... Wie bitte?“, halb erschrocken, halb verwirrt sieht die junge Frau den Mann mit den dunklen Haaren an. Die tiefblauen Augen halten ihrem Blick mühelos stand.

„Bist du denn traurig darüber?“, fragt dieser statt einer Antwort.

„Ich weiß es gar nicht.“, antwortet Mina wahrheitsgemäß. „Ich bin nur so schrecklich erschöpft. Ich mag nicht mehr reden und ich mag auch nicht mehr das Gefühl haben, dass sich rein gar nichts bewegt.“

Mit einem Nicken überreicht Herr Schmidt ihr den Kaffee und verabschiedet sich dann abrupt. Dankbar über das heiße Getränk schaut Mina ihm nach, wie er im gegenüberliegenden Haus verschwindet. Wann hat ihr zuletzt jemand einen Kaffee gebracht?

Am nächsten Tag, als Minas Blick wie jeden Morgen aus dem Fenster und auf den Alltag fällt, ist dieser plötzlich nicht mehr ganz so grau. Da steht etwas.

Mit schlagendem Herzen eilt sie hinaus in den Garten und bückt sich hinunter zu der roten Blume, die da einsam in ihrem Beet auf sie wartet.

Daneben liegt ein Zettel. Eilig faltet sie ihn auseinander:

Ich weiß, wir kennen uns kaum, doch Zuwendung verlangt das auch gar nicht. Ich möchte dir eine Blume schenken. Habe nämlich vor einer Ewigkeit mal gehört, wie du darüber mit ihm geredet hast – über Blumen im Garten. Ich möchte mich auch gar nicht einmischen, dir nur sagen:

Am allerwenigsten haben Worte mit Sprache zu tun.

Die rote Lilie steht für Entschlossenheit und Tatkraft – mögen ihr noch viele folgen,

Herr Schmidt

Erstaunt liest sich Mina die kurze Nachricht mehrmals durch. Und versteht auf einmal ganz viel... und vor allem, was ihr und Jonas gefehlt hat.

Sie sieht hinüber zum Haus auf der anderen Straßenseite: Bisher hatte sie sich noch nie die Mühe gemacht, herauszufinden, wie ihr Nachbar eigentlich mit Vornamen heißt.



Laila Mahfouz

Vom Verlieren und Finden der Sprache

Jeden Morgen erwachte sie mit ihm. Im Augenblick, da Prof. Dr. Eduard Mistelbach aus dem Traum glitt, kam der erste Gedanke in Form der ersten Buchstaben. Die ersten Worte formten sich, sie flirrten in der Morgenluft und mit einem Lächeln atmete, ja, sog er sie ein. Worte beim Aufstehen, Worte unter der Dusche, beim Ankleiden und beim Morgenkaffee. Worte folgten ihm zu seinem Wagen und begleiteten ihn durch den Tag.

Sprache war schon immer seine große Leidenschaft gewesen, so war es nicht verwunderlich, dass er Professor für Linguistik am Institut für Germanistik wurde. Nichts anderes war je in der Lage gewesen, ihn so gefangen zu nehmen, ihn zu fesseln, ihm die Augen und Ohren für alles zu verschließen, was sich außerhalb des Buchstabenreigens befand, in dessen Mitte er so rege und unaufhörlich das Tanzbein schwang.

Wie er trotz seiner Besessenheit dazu gekommen war, in jungen Jahren zu heiraten, wusste er kaum selbst. Sicher aber war, dass seine Familie immer nur den zweiten Platz in seinem Leben innehatte. Zuerst kam die Arbeit, die sprachwissenschaftliche Forschung,

die Bedeutung der Einzelteile und des Ganzen, kurz, die Huldigung der Vollkommenheit der Buchstaben.

Wo er stand und ging, war sein Notizbuch dabei und wann immer er etwas Interessantes hörte, wurde es notiert, extrahiert, tranchiert und anschließend, nackt bis auf die Knochen, neugeformt wieder zusammengesetzt. Wo kam das Wort, der Ausspruch her? Wann entstand diese Redewendung und warum? Wie veränderte sich die Sprache im Laufe der Zeit? Niemand blieb von seinem Forscherdrang verschont und mit der Zeit verscheuchte er mit seiner besserwisserischen und eigenbrötlerischen Art alle Freunde. Silvia war allein zurückgeblieben, hatte die Scherben aufgekehrt und sich mehr und mehr nach innen gewandt.

Ihr einziger Sohn Erik war die ersten fünf Jahre seines Lebens das Forschungsprojekt seines Vaters gewesen. Wie lernt ein Mensch sprechen und was treibt ihn dazu an? Warum entwickelt jedes Kind eine eigene Geheimsprache, die oft nur seine Mutter versteht? Wann formen sich die ersten Gedanken zu Worten? Wann entsteht der erste komplette Satz? Der Professor fand heraus, wie leicht einem Kind die korrekte deutsche Grammatik fällt, wenn die elterlichen Voraussetzungen gegeben waren. Er konnte bestimmte Schwierigkeitsgrade der Sprache den Entwicklungsstufen des Kindes zuordnen, doch obwohl er so viel Zeit mit seinem Sohn verbracht

und ihm seine Arbeit am Ende Dokortitel und Professur eingetragen hatte, war keine enge Beziehung zwischen Vater und Sohn entstanden.

Silvia hatte schon früh gespürt, dass sie ihren Mann nehmen musste, wie er war. Sie wusste, dass er sich nicht ändern würde, dass seine Kälte, sein abweisendes Insichgekehrtsein nichts mit ihr zu tun hatten, sondern vielmehr einem inneren Fokus entsprangen, gegen den er sich nicht zur Wehr zu setzen vermochte. Solange Erik klein war, lebte sie für ihn. Sie sonnte sich in seinem Lachen und wärmte sich an seinem Gesang.

Als Erik auszog, traf es sie hart, denn die Einsamkeit machte ihr schon Zeichen aus der Zimmerecke und rief nach ihr. Es war nicht leicht, ihr zu widerstehen, sie nicht bis in ihr Herz vordringen zu lassen. Doch Silvia war erst Mitte vierzig und wollte sich noch nicht vom Lebendigsein verabschieden. In einem schwachen Moment keimte in ihr die Hoffnung, Eduard könnte Anteil nehmen an ihrem Leben, doch wie ein eisiger Nordwind brausten seine geliebten Worte über das Meer ihrer Welt, begruben das zarte Pflänzchen unter einer sandigen Buchstabendüne.

Am Institut hingen die Studenten an seinen Lippen, lobten seine eloquente, präzise sowie im rechten Maß verspielte Ausdrucksweise und vergötterten jedes Wort, das er sprach. Er genoss es, im

Mittelpunkt ihrer Ehrungen zu stehen, obwohl dies nie Ziel seines Tuns gewesen war. Vielmehr war ihm daran gelegen, die Jugend für die faszinierende Schönheit und Vielfalt der Sprache zu begeistern, in ihnen ebenfalls den Forscherdrang zu wecken, der sein eigenes Leben so immens beherrscht, aber auch bereichert hatte.

Prof. Dr. Eduard Mistelbach fuhr an jenem Dienstag in Begleitung der Wörter des Tages nach Hause und war mit sich zufrieden. Sein 68. Geburtstag lag bereits zwei Monate zurück, doch er war entschlossen, bis zum 1. Oktober, dem Tag seiner Emeritierung, zu arbeiten. Auch für die Zeit danach waren schon sprachwissenschaftliche Forschungsprojekte geplant. Der Professor sah dem Ende seiner Lehrzeit daher freudig entgegen und war überzeugt davon, dass sich ihm nichts in den Weg stellen konnte. Er parkte seine Wörter mit dem Wagen, lud sie ein, ihm zu folgen und betrat das Haus.

Gern hätte er im Nachhinein gesagt, er habe sofort gespürt, dass etwas nicht in Ordnung war, doch so war es nicht gewesen. An der Garderobe rief er Silvia seinen üblichen Willkommensgruß entgegen, begab sich dann geradewegs in sein Arbeitszimmer und vergrub sich in seine Bücher. Wenn sie nicht gewesen wäre, hätte er in seinem Leben kaum je eine Mahlzeit eingenommen. Wenn er sich in seine Studien vertiefte, vergaß er alles um sich herum. Schnell

wurde Essen zu etwas so Nebensächlichem, dass es keinen festen Boden unter den Füßen seiner Gedanken fassen konnte. Auf diese Weise merkte er an jenem Dienstagabend nicht, dass Silvia nicht kam, um ihn zum Essen zu holen, er spürte nicht, wie die Stunden verronnen und erst, als die Turmuhr Mitternacht schlug, blickte er verwundert auf.

Silvia hatte mindestens acht Stunden in der Küche gelegen, wie ihm später der Arzt mitteilte. Während der Tage ihres Komas, die er fast unaufhörlich an ihrem Krankenbett verbrachte, war ihm klar geworden, dass Silvia allein seine Maschine am Laufen gehalten hatte. Er begriff mehr und mehr, dass er ohne sie nicht funktionierte. Ohne sie, die kleine Feder seines Lebens, waren all die Rädchen in seinem Kopf unnütz geworden. Sein Uhrwerk stand still. Die Worte, die versuchten, in sein Bewusstsein zu dringen, schob er als unbedeutend achtlos zur Seite. Keine Worte konnten ausdrücken, was er fühlte. Dafür gab es keine Worte. Als die ganze Tragweite dieser Erkenntnis ihn erfüllte, erbrach er sich ins Waschbecken des Krankenhauszimmers.

Nachdem Silvia aus ihrem einwöchigen Koma erwacht war, erholte sie sich sehr langsam. Nach einer weiteren Woche unter ärztlicher Betreuung durfte Eduard Silvia nach Hause bringen, obwohl sie weiter bettlägerig sein und von einer Krankenschwester betreut

werden würde. Ihre Gebärden waren langsam und oftmals seltsam unnütz. Dann hielt sie in der Bewegung inne, als habe sie selbst ihren Sinn vergessen und verharrte so einen Moment, im Geiste scheinbar selbst verzweifelt den Grund ihrer Handlung suchend.

All dies sah Eduard mit Besorgnis, was ihn allerdings am meisten aufbrachte, war, dass der Schlaganfall Silvia die Sprache genommen hatte. Kein Wort war seit ihrem Erwachen über ihre Lippen gekommen. Wurde ihr eine Frage gestellt, so öffnete sie nur den Mund und schloss ihn nach einer Weile müde wieder, ohne auch nur ein Krächzen herausgebracht zu haben. Doch was war ein Mensch ohne seine Sprache? Eduard sah hinab auf Silvias zartes kleines Gesicht, das tief in den pastellfarbenen Kissen ruhte.

Wie sollte er sie verstehen, wie sich mit ihr austauschen? Doch hatte es zuvor jemals Austausch gegeben? Hatte nicht immer nur er, der Sprachmächtige, geredet? Was wusste er von Silvias Leben? Wie sollte er jetzt noch herausfinden, wer die Frau wirklich war, die ihm seit mehr als vierzig Jahren das Essen kochte, die Hemden bügelte und sich stets seine langen verworrenen und teilweise – das musste er zugeben – selbstherrlichen Reden anhörte? Keine andere Frage hatte jemals so in seiner Seele gebrannt. Silvia war der wichtigste Mensch in seinem Leben und er wusste nicht, was sie bewegte, er

konnte nicht sagen, woran sie dachte, wenn sie ihn so eindringlich ansah.

War es schon zu spät, seine Frau kennenzulernen, zu ergründen, was für ein Mensch sie war? Als Eduard sich diese Frage eines Nachts mit "nein" beantwortete, war sein Entschluss gefasst. In aller Frühe fuhr er am Morgen zu der kleinen Kräutergärtnerei, die seine Frau nach Eriks Auszug eröffnet und die der Herr Professor Mistelbach aus Desinteresse in diesen zwanzig Jahren höchstens dreimal betreten hatte, ohne sie wirklich wahrzunehmen. Nun sah er sich einer ganz neuen Welt gegenüber. Zum ersten Mal schaute er wirklich hin. Versuchte nicht, Worte für alles zu finden, wollte nur sehen, was sie gesehen, was sie erschaffen hatte.

In zwei großen mit weißer lichtdurchlässiger Plane abgedeckten Räumen befand sich die Aufzuchtstation vieler tausender Kräuterpflanzen, die alle ihre Köpfe dem Licht entgegen streckten. Im Verkaufsraum führten lange Gänge an mit Kräutertöpfen reichlich gefüllten Tischen vorbei und all dies hatten einst ihre Gedanken geformt und ihre Hände in die Tat umgesetzt. In Silvias kleinem Büro musste Eduard sich setzen. Seine Kehle fühlte sich wie zugeschnürt an und er konnte nur nicken, als einer der netten jungen Mitarbeiter ihm einen Tee anbot.

Mit verschleiertem Blick sah Eduard sich um. Wer war die Frau, die hier gearbeitet hatte? Über dem Schreibtisch hing in einem silbernen Rahmen ihr Hochzeitsfoto. Eduard glaubte in seinen Augen einen abwesenden Ausdruck zu entdecken und schaute rasch weg. Ein CD-Spieler stand auf dem Schreibtisch, er öffnete ihn und hob erstaunt die Augenbrauen. Schumanns Kinderszenen verriet der Aufdruck. Meistens hätte sie Mozart gespielt, erklärte der junge Mann, der in diesem Moment seinen Tee brachte. Mozart und Schumann hätte sie ja geliebt, wie er wüsste. Es wäre auch gut für das Wachstum der Pflanzen, daher hätte sie Lautsprecher in den Aufzuchtstationen angebracht. Auch hätte Silvia immer mit den Pflanzen gesprochen, denn sie sei überzeugt davon, dass eine liebevolle Anrede wahre Wunder im Wachstumsprozess bewirke.

Als er wieder allein war, schaltete Eduard den CD-Spieler an, schloss die Augen und lauschte der wunderschönen Klaviermelodie "Von fremden Ländern und Menschen" sowie "Träumerei". Er gab sich ganz der Leichtigkeit der Töne hin und erkannte darin seine Silvie wieder, das junge Mädchen, das sie einst gewesen war, in das er sich verliebt hatte und das er hatte heiraten dürfen. Er vertiefte sich so, dass er nicht bemerkte, wie die CD zu ihrem Ende kam. Als Eduard die Augen wieder öffnete, verschmolz die junge Silvie mit dem Bild der alten Frau, die zu Hause auf ihn wartete. Mit einem tiefen Lächeln erhob er sich und nachdem er dem hilfsbereiten

jungen Mann, der anscheinend momentan dafür sorgte, dass das Geschäft weiterlief, noch ein paar Fragen gestellt hatte, fuhr er nach Hause.

Silvia saß aufrecht im Bett, als er kam. Die Krankenschwester hatte sie mit Frühstück versorgt, doch sie hatte nur auf ihn gewartet. Als er eintrat, hellten sich ihre Augen auf und ein Lächeln huschte über ihr hübsches Gesicht. Als er ihr den großen Topf mit dem Lavendel 'Reve de Claude', der laut der Aussage ihres Mitarbeiters ihre Lieblingssorte war, auf den Nachttisch stellte, öffnete sich ihr Mund vor Überraschung und Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie beugte sich zu der blühenden Pflanze, sog den betörenden Duft ein und ergriff Eduards Hand.

Prof. Dr. Eduard Mistelbach fragte sich, wie der Verlust ihrer Sprache ihn in Verzweiflung hatte stürzen können. Er würde ihr zuhören, wie er es nie zuvor getan hatte. Er würde sie lesen lernen, ebenso wie alle Sprachen zuvor. Ganz sicher war dies die schönste Sprache, die er je erlernen durfte.



Marcus Nickel

Sa(tz)g's Wort

Sa(tz)g's Wort

(Satz und Wort treffen sich in einem Café und nehmen an einem Tisch am Fenster Platz. Sie bestellen sich beide einen Cappuccino.)

Wort: Liebst du mich?

Satz: Ja, natürlich. Du weißt doch, dass ich ohne dich nicht sein kann.

Wort: Ja, klar weiß ich das. Ich meine, respektierst du mich als ein eigenständiges Individuum?

Satz: In deiner Konstruktion, ja.

Wort: In meiner Konstruktion? Und was ist mit meiner Position?

Satz: Durch deine Position wird deine Konstruktion nicht verändert.

Wort: Mein Stellenwert aber vielleicht.

Satz: Auch das verändert deine Konstruktion an und für sich nicht.

Wort: Irgendwie werde ich das Gefühl nicht los, dass du mich falsch verstehst.

Satz: "Falsch" ist so ein hässliches Wort.

Wort: Du sagst, dass ich hässlich bin?

Satz: Das Wort "Falsch" ist hässlich.

Wort: Ich bin auch ein Wort!

Satz: Aber ein anderes Wort!

Wort: Das wird heute wohl nichts mehr, seufz.

Satz: „Seufz“ ist doch kein Wort.

Wort: Ich glaube, wir probieren's morgen noch mal auf ein Wort. Bis dann.

Satz: Nur ein Wort und ich bin mit einem Satz bei dir.

(Wort steht auf und verlässt das Cafe. Satz bleibt gedankenlos zurück und starrt Cappuccino nippend zum Fenster hinaus.)



Regina Schleheck

Pötische Sprache

„Achtung, da spricht der Pöt!“, hieß es bei meinen Eltern, die damit eine Grenze zwischen Alltags- und dichterischer Sprache zogen. Das konnte zum einen bedeuten, dass der Wahrheitsgehalt in Frage gestellt wurde, zum anderen, dass man dem Gesagten – anerkennend oder spöttisch – eine besondere Form zusprach. Die verballhornende Kontraktion des doppellautigen *oe* zum Monophthong *ö* holte den Sprecher von seinem dichterischen Olymp in den familiären Alltag, führte liebevoll-ironisch die sprachliche Kluft zwischen beiden Welten vor Augen. Dabei stand die poetische Sprache bei meinen Eltern in hohem Ansehen. Der „Pöt“ war ein Vorbild, er sprach eine *bessere* Sprache, die umso mehr gewertschätzt wurde, je weniger kommerzielle Interessen und je mehr Genie man ihm unterstellte. Dichterische Sprache vor diesem Hintergrund beschränkte sich auf die klassischen drei Gattungen und war klar verortet: Romane gab es in Buchform, das Drama spielte sich im Theater ab. Nur die Lyrik war etwas schwieriger zu fassen: natürlich konnte man Gedichte lesen, es gab aber auch Lyrik in Liedern, und vor allem fand sie ihren Niederschlag im Hausgebrauch: man reimte zum Gottserbarmen zu allen möglichen

und unmöglichen Anlässen, klopfte Sprüche. Es gab auch einen Herrn Jandl, der live oder im Radio Wortkunstwerke von sich gab, die einen rätseln ließen, ob dies noch der Literatur oder gar Sprache zuzuordnen sei. Aber im Großen und Ganzen war die dichterisch-sprachliche Welt noch überschaubar.

Heute haben wir eine wesentlich kompliziertere Gemengelage: es gibt Zeitschriften, Filme, Hörspiele, Hörbücher, Fernsehsendungen, Internetseiten, -foren, -blogs, -veröffentlichungen aller Art.

Schriftliches, Akustisches, Musik, vielfältige sinnliche Wahrnehmungen werden zu ganzheitlichen oder auch isolierten Erlebnissen vermengt, die es schier unmöglich machen, die poetische Sprache als einzelnes Phänomen zu betrachten. Meine Eltern konnten noch sehr rigide – heute müssten wir sagen willkürlich – die Comicsprache von der dichterischen Sprache trennen, ihr eine Existenzberechtigung zuweisen, die weit unterhalb der Alltagssprache angesiedelt war. Dabei ist das onomatopoetische „Bumm-Zack“ eines „Superman“, sind die demaskierenden Gedankenblasen von Donalds Neffen doch erzählerische Kunstgriffe, die in höchster Weise sprachlich bzw. bildsprachlich „verdichtet“ sind. Wo hört heute poetische Sprache auf, wo fängt Alltagssprache an? Ist das, was Thorsten Lannert im „Tatort“ sagt, poetische Sprache? Was ist mit Lore-Romanen, Pornos, Gruselschockern? Wie verhält es sich mit digitaler Poesie, mit fiktiv-interaktiven Bild-Musik-Hypertext-

Kompositionen in Computerspielen wie „The Legend of Zelda“, oder wie sie alle heißen? Sind - die Wirklichkeit euphemisierend oder hyperbolisch-dramatisierend - selektiv rekonstruierende Autobiographien nicht minder Poesie? Wenn Herr Willemsen in einer Talkrunde druckreife Lebensweisheiten von sich gibt – ist das etwa Alltagssprache? Sollte man vielleicht, wenn es schon so schwierig erscheint, die Grenzen der poetischen zur Alltagssprache abzustecken, besser versuchen, ihren *Kern* in Augenschein zu nehmen? Was macht sie überhaupt aus?

Ich behaupte, die poetische Sprache ist die subjektivste und objektivste zugleich. Ihre besondere Wirkung, die den Rezipienten dem Alltäglichen enthebt, beruht auf Empathie. Eine wichtige, wenn auch nicht unabdingbare Basis ist dabei die Fiktionalität bzw. die Annahme derselben. Sprachkunstwerk ist sie, insofern es ihr mehr oder weniger ausgeklügelt gelingt, den Rezipienten mit Worten - aber auch Bildern, Musik, Geräuschen, Klängen und anderen Sinneseindrücken, die hier als je besondere Sprachen verstanden werden sollen – in die poetische Welt hineinzuziehen bzw. ihn zur Auseinandersetzung mit derselben anzuregen.

Warum nun subjektiv und objektiv zugleich? Ganz einfach: für die wissenschaftliche Sprache ist Objektivität das höchste Gut. Nichts sollte gesagt werden, was anfechtbar bzw. was so anfechtbar ist.

Die poetische Sprache ist völlig frei von jeglichen Wahrheits-, Richtigkeits-, Klarheits- und Neutralitätsansprüchen. Sie kann *hemmungslos subjektiv* darstellen, inkohärentes Zeug schwätzen, fantasieren und muss keine Regeln befolgen. Das Schlimmste, was ihr passieren kann, ist, dass der Leser auf der Strecke bleibt, weil er nicht versteht, sich langweilt, die Personen, die Handlung, die Darstellung doof findet. *Objektiv* ist die poetische Sprache, insofern sie eine eigene, wenn auch konstruierte und individuelle Wahrheit darstellt, die allerdings in ihrer Subjektivität *unanfechtbar* ist. Sie versucht, den Leser in eine Welt „hineinzudenken“, die nicht die des Dichters und auch nicht die des Rezipienten ist, aber mehr oder weniger Elemente der jeweils anderen bzw. einer dritten, den beiden mehr oder weniger vertrauten Welt enthält, so dass wir über unsere eigene Subjektivität hinaus zu einer Anschauung gelangen, die im Optimum einige Steigbügel bereithält, um uns das Hineinklimmen in die poetische Welt bzw. das aus ihr Herausklimmen zu erleichtern, weil wir „es kennen“, weil es uns nachvollziehbar und insofern logisch erscheint: wir hören von Ereignissen, sehen Figuren, lesen Beschreibungen, werden mit Gedanken oder Gefühlen konfrontiert, die an etwas Bekanntes anrühren, aber über es hinaus weisen, uns weiter bringen, wobei „weiter“ nicht zwangsläufig im progressiven Sinne zu verstehen ist, es kann auch schlicht „weiter weg“ bedeuten, also Flucht statt Weiterentwicklung bewirken. Das

Phänomen interessiert hier in erster Linie, nicht dessen moralische Qualität. Diese Anknüpfungspunkte sind notwendig, damit wir auch etwas damit „anfangen“ können, kathartisch, erkenntnistheoretisch oder schlicht als Entspannungsübung. Die poetische Wirklichkeit ist ein Ding außerhalb von uns, eine *Objektivität*. Indem wir uns in sie hineindenken oder -fühlen, vollziehen wir einen empathischen Akt. Der Kunstgriff der zumindest angenommenen Fiktionalität leistet eine wichtige Hilfestellung, weil wir es mit einer *spielerischen* Gedankenübung zu tun haben, die uns hilft, die Welt zu verarbeiten: sie mag normalerweise so oder so von uns wahrgenommen werden, aber *so könnte* sie vielleicht auch sein oder gewesen sein. Es ist ein *Spiel*, eins, das wir in frühesten Kindertagen bereits gespielt haben: „Ich wär die Mutter, du der Gangster“ – oder wer auch immer. Indem der kleine Mensch sich in die Mutter, den anderen, hineinlebt, erfindet er sich als empathisches Wesen, als das, was ihn als Menschen kennzeichnet. So viel zum Wesen und zur Wirkung der poetischen Sprache.

Das *Wie* nun, *wie* dieses Kunststück gelingt, kann wiederum sehr unterschiedlich ausfallen, je nach Gegenstand und Adressaten. Und in jeder Hinsicht lassen sich qualitative Unterschiede feststellen. Ob eine Geschichte den Rezipienten in der Weise anspricht, wie der Autor dies will bzw. der Adressat es bevorzugt bzw. es der Sache adäquat ist, ist mehr oder weniger durch Welterfahrung, Kenntnis,

Einfühlungsvermögen, Imaginationskraft und Handwerk, Handwerk, Handwerk bedingt. Es gibt nicht *die* poetische Sprache, sondern viele spezifische. Entscheidend ist, dass sie optimale Wirkung entfaltet – im oben erläuterten Sinne. Oft genug bedient sie sich dabei der Alltagssprache – vielmehr einer von vielen Alltagssprachen. Sie kann sich auch hinter einer wissenschafts-spezifischen Sprache verstecken. Entscheidend ist aber, dass sie sie *nutzt* und nicht *ist*. Genau das eben zeichnet sie aus, dass sie in eine Rolle schlüpft, sich in die eine oder andere Sprache, Situation, in einen Gedanken oder ein Problem hineinbegibt, aber immer nur als *Möglichkeit*, als Spiel. Bei aller medialer Vielfalt und allen Möglichkeiten, über die die poetische Sprache heute verfügen mag, und ganz egal, wie kommerziell oder anspruchsvoll sie daher kommt: der Pöt, den ich in meiner Kindheit kennen lernte und der mich lautmalerisch an den Narren mit Tröte gemahnt, der mir die luftgefüllte überlange Zunge herausstreckt, mich mit quäkendem Geräusch aus dem Inmirbefangensein herausreißt, ist stimmig und sogar ein wenig tröstlich: ich muss keine Angst vor ihm haben, sondern wie bei dem Hund, der dem durch den Alltag Hetzenden unvermittelt in den Weg springt und die Sabberzunge entgegenstreckt, gilt: er will doch nur spielen!

Siri Kusch

Sonette für J.G.H.

I

reime sind ketten,
die worte fesseln,
ruchlos in sonetten
gedanken einkesseln.

verse sind macht.
sie stärken rebellen.
wo willkür wacht,
öffnen sie zellen.

zeilen sind feilen,
die gitter zerteilen,
befrei'n aus gefängnis.

poeme sind dolche,
meucheln die strolche,
sind ihr verhängnis.

II

worte sind große eichen,
verwurzelt, gut begossen,
beharrlich entschlossen,
der zensur nie zu weichen.

worte sind leichte speere,
geschleudert von armen,
dünn zum erbarmen.
sie treffen ins leere.

nur worte zu schmieden
über krieg oder frieden,
das verrät keinen schneid.

verbannt in die kammer
das pubertäre gejammer
über frieden und leid.

III

lyrik ist rhythmisch.

worte sind geschosse,

stürmisch, dynamisch

erobern sie die gosse.

lyrik ist für reiche.

selbst trocken und satt

protestieren sie matt

bei jeder leiche.

weniger die dichtung,

sondern der kampf

macht ihnen dampf.

menschen und massen,

schichten und klassen

ändern die richtung.

IV

zeilen verweilen,
ruhen im herzen,
lindern schmerzen,
wunden verheilen.

gedichte sind grässlich.
sie machen mich wild.
der rhythmus, das bild,
die reime sind hässlich.

ein gedicht ist schlicht.
nur wenige worte
schaffen ruheorte.

ein gedicht hat gewicht.
einfach und dicht
erklärt es die sicht.

V

gedichte sind lieder.

man merkt sie sich leicht.

sie sind meistens seicht

und nicht selten bieder.

gedichte sind pflicht-

lektüre für kinder.

auf den lehrplan der schinder

sind sie nicht grad erpicht.

die kost ist unverdaulich,

wenn auch wohl erbaulich.

verse sind schwer zu lesen.

zu geben sich so viel mühe

in aller herrgotts frühe

entspricht nicht ihrem wesen.

VI

lyrik ist philosophie,
lautlos im laubengang
befreit sie vom zwang
der einfalt und bonhomie.

lyrik ist musik.
laute tönen oft leise,
betören auf ihre weise,
loblied der klassik.

ihre klangkaskaden
haben mehr effekt.
sie sprechen direkt

zu den lernbereiten
im tross der geweihten
in den arkaden.

VII

ein reim ist ein keim.
er grünt im herzen,
erhellte es wie kerzen,
verschönert das heim.

ein vers ist pervers.
in falsche gefühle
investiert das gewühle
auf den spuren homers.

poeme sind probleme.
dieses seufzen, schmachten
über ärger, hausgemachten,

kann ich nur verachten.
das geht ins extreme,
da krieg' ich ekzeme.

VIII

poesie ist magie.
ob segen oder fluch,
hilfe oder bannspruch:
poesie versagt nie.

poesie ist genie,
geist, gekleidet in worte,
funke in brokat mit borte,
gesäumt mit perfidie.

worte beschwören,
doch wieviel gewicht
hat ein geist, ein gedicht?

die menge betören,
das volk aufstören
kann dichtung nicht.



Sonja Voß-Scharfenberg

Die verlorenen Sätze – ein Adventsmärchen

Wind fegte den Schnee über das kahle Feld zu hohen Wehen auf. An der Ackergrenze verfangen sich Schneehügel und hielten sich am Wurzelwerk abgestorbenen Gesträuchs und modernden Laubes, das braunwelk aus dem Weiß hervorbrach und keinen Schutz hatte. Wohl auch nicht brauchte. Pappeln raunten dem Wind ein gleichgültiges Lied. Sie waren tropfnass und schwarz. Wie die Krähen, die mit ihren schauerlichen Lauten das beklemmende Gefühl von Düsternis und Endzeit noch unterstützten.

Vor mehr als zwanzig Jahren schon hatten die Winter begonnen, ihre Farbe zu wechseln, waren immer öfter ohne Schnee erschienen und machten einen heruntergekommenen Eindruck. Inzwischen sind sie grau-braun und schwarz-gelb und kommen aus ihrer Novembgarderobe nicht mehr heraus. Und wenn es wirklich einen Tag gibt, an dem Schnee auf das Land fällt, so dass die Häuser und Bäume, die Bänke auf den Plätzen, die Kirchen und die Laternen, die Denkmäler, die Parks, die Spielplätze und die Mülltonnen, die verloren gegangenen Gegenstände und alles, was sich für die Zeit des Schneefalls nicht bewegte, in ein unberührtes, reines Weiß gehüllt werden, dann berichtet die Zeitung euphorisch von dieser

Besonderheit, weil sie hierzulande so selten geworden ist wie eine zu beobachtende Sonnenfinsternis.

Am Heiligabend in einem solchen Winter also, als zwar Schnee auf die Erde ging, der Wind ihn aber über das kahle Feld zu hohen Wehen auflegte, wanderte der Dichter den Pappelweg entlang, gegen den Sturm gebeugt, mit der rechten Hand den Mantelkragen haltend, und mit der linken den Hut. Der Dichter hatte noch einen weiten Weg, denn er war ausgezogen, die Sätze, die ihm verloren gegangen waren, zu suchen. Die wohnten, gemeinsam mit vielen anderen ungeschriebenen und -gelesenen Sätzen, in einem Haus, das tief im Unterholz eines verwilderten Mischwaldes lag, der hinter dem endlos erscheinenden Feld erst begann. Die Sätze waren in diese letzte Zuflucht wie in eine Art Altersresidenz geraten, unsichtbar für die Außenwelt, die zwar von ihrer Existenz wusste, aber keine Zeit hatte, wirklich Notiz von ihr zu nehmen.

Im Zweifel darüber, ob Geschichten zu verfassen überhaupt noch sinnvoll war, hatte der Dichter schon lange nichts mehr geschrieben, denn vor noch viel längerer Zeit hatten die meisten Menschen auch aufgehört zu lesen. Bestenfalls nahmen sie noch einen Ratgeber oder ein Fachbuch zur Hand. Zur Entspannung unterhielt das Fernsehen sie, indem es mit ihnen gemeinsam bundesweit Talente, Stars oder Models suchte, ihnen Kurzweil beim voyeuristischen Besuch im Dschungel bot, oder sie Prominente, deren beste Zeiten

vorbei waren, beim Dinner dabei ertappen ließ, dass die jetzt ihre Suppen auch wieder mit Wasser kochten.

Das alles kam ohne viel Worte aus. Und wo es noch Worte brauchte, behalf man sich vorwiegend mit Anglizismen. Die Sätze hatten sich davongemacht, waren zum Sterben in eben jene Residenz gezogen.

Nun starb es sich aber nicht so schnell wie man es sich als Außenstehender vielleicht denken mochte, und in dem Haus im Unterholz des verwilderten Mischwaldes, entwickelten die Sätze eine eigene phantastische Welt multikulturellen Charakters, ließen alle Formen, Farben und Facetten zu, nahmen großzügig auch jene Sätze auf, die zwar diesen Namen trugen, mit der Sprache aber gar nichts zu tun hatten. Die skatfreudigen Gebrüder Drei-, Prozent- und Zinssatz beispielsweise, oder ganz oben links in der dritten Etage, der Kaffeesatz als hoch angesehener Gastgeber im Hause, oder der ewig in seinen Plänen stecken bleibende Vorsatz, der im Müll seiner unerfüllten Absichtserklärungen zu ersticken drohte. Sie alle lebten friedlich neben Haupt- und Absätzen, Nach-, Merk- und Gegensätzen, neben Aussage-, Frage- und Schachtel- sowie Tages-, Grund- und Nebensätzen. Ein jeder mit seinen Eigenarten und Erfahrungen, mit seinen Entstehungsgeschichten und Schicksalen.

Der Leitsatz, dem die Verwaltung des Hauses der verlorenen Sätze oblag, hatte sein Domizil in der 24. Nachdem ihm seinerzeit in ein-

stimmiger Wahl aller die Führung des Refugiums „Unterholz“ angetragen war, durch die er nun dem Hause vorstand, hatte er seine Devise auch zur Devise der Einrichtung erklärt und auf ein Transparent gebracht. So konnte man über dem Haupteingang des Gebäudes in großen Lettern lesen:

Die Geisteskraft einer Nation erkennt man daran, wie sie mit ihrer Sprache umgeht,

während am Hinterausgang auf einem unscheinbaren Schild, mit einem Augenzwinkern für jene, die es verstehen konnten und wollten, stand: *Sprache verrät!*

Den gegen den Sturm gebeugten Dichter, der sich immer noch Hut und Mantelkragen hielt, sah der Leitsatz schon von weitem. Einen Dichter, dem die Sätze verloren gegangen sind, sagte sich der Leitsatz, den will ich wohl willkommen heißen. Er nahm einen Regenschutz vom Haken der Garderobe, eine Sturmlaterne zur Hand, und ging dem Manne entgegen, dass der sein Ziel im unwirtlichen Tumult des Wetters nicht verfehlen sollte.

Er führte den Dichter ins Haus und lud ihn ein, sich umzusehen. Dem Manne war seltsam zumute und etwas ängstlich, denn er kannte sich aus in derlei Geschichten und wusste, dass man in solcherart Reiche nicht eindrang, ohne einen Preis zu zahlen. Doch noch ehe er sich zu erinnern glaubte, dass in den phantastischen Welten oftmals

mit Lebenszeit gezahlt, und ein Tag jenseits gern mit einem Jahr diesseits bemessen würde, fand er sich inmitten der Geschäftigkeit verschiedener kleinwüchsiger Personen, von denen er aber nicht wahrgenommen wurde. Der Hausherr, der ihn hergebracht und sich als Leitsatz vorgestellt hatte, war verschwunden, aber ein anderer ging auf den Dichter zu, händigte ihm eine Besucherkarte aus und sagte, der Tagessatz, gefühlte Stunde, sei hier ein Menschenjahr, und dann verschwand auch er hinter einer der Türen.

Die kleinen Wesen in Menschengestalt bewegten sich auf den Fluren, gingen von einer Tür zur anderen, um sich zu besuchen, verweilten auf ein Wort miteinander in Sitzecken, fegten vor ihren Türen oder trafen sich zur Geselligkeit in Gemeinschaftsräumen. An den Zimmertüren waren Namensschilder und Nummern angebracht. Die Folge der Ziffern war keinem System zuzuordnen, so befand sich die 3 über der 19 und die 16 unter der 24. Wie in einem Adventkalender, dachte der Dichter. An ihm vorbei schleppte sich ein mit Kartons beladener Wicht, der so viele Kästchen vor sich hertrug, dass er gar nicht hinüber sehen konnte. Der Dichter war dem Schachtelsatz begegnet.

Der Schachtelsatz, der sich gern in Nischen und Nebensätzen erging, um möglichst viele Informationen unterzubringen, ohne eines

seiner Lieblingssatzzeichen, nämlich den Punkt, mit dem er äußerst sparsam umzugehen pflegte, um nicht zu sagen, dass er mit ihm geradezu geizte, wohingegen er aus einem reichlichen Vorrat an Kommata eifrig schöpfte und damit freigiebig hantierte, als stünde er vor einem Ausverkauf und hätte „Alles muss raus“ auf seine Fahnen geschrieben, opfern zu müssen, steckte oftmals in seinem Labyrinth von Schachteln fest und fand das Ende nicht, was ihn jedoch nicht hinderte, doch noch hier und da ein Komma zu vergeuden, und wenn die knapp zu werden drohten, sich mit Gedankenstrichen oder Klammern zu behelfen, obwohl letztere eigentlich eine Leihgabe der Mathematik waren, mit deren Vertretern Prozent-, Zins- und Dreisatz, die als solide Geschäftsherren galten und sich im Zimmer 14, in dem der Dreisatz lebte, täglich zu einem zünftigen Skat trafen, er, der Schachtelsatz, gern einmal über die Idee eines Komma-Reste-Rampe-Ladens ins Gespräch kommen würde, denn er glaubte, dass das einigen der Mitbewohner dieses Hauses zugute kommen könnte, wie beispielsweise seinem Nachbarn, dem Hauptsatz, der einen ganz offensichtlichen Mangel an derlei Satzzeichen litt und sich sogar zuweilen schon ein, zwei Komma mit Schachtel, einen kompletten Nebensatz sozusagen, bei ihm geborgt hatte, als Not an Punkt war.

Der Nebensatz war ein larmoyanter Zeitgenosse, der allein vollkommen lebensuntüchtig war und sich deshalb an den

Schachtelsatz gehängt hatte. Zwar versuchte er gelegentlich beim Hauptsatz aus der 12 Anschluss zu finden, aber der Hauptsatz war kein Mann vieler Worte. Der sagte geradeheraus, was seine Sache war und machte um nichts viel Federlesen. Beim Schachtelsatz hingegen, mit dem man lamentieren und die Worte wie einen Kaugummi auskosten konnte, bis sie nach nichts mehr schmeckten, fühlte der Nebensatz sich wohl und führte ein zwar abhängiges, aber immerhin doch bewegtes Leben.

Ganz anders als der Vorsatz. Der gehörte zu denen, die sich von nichts trennen können. Dem Vorsatz drohte oft der Kopf zu platzen, weil er zu viele Grappen darinnen nährte. Und er drohte auch körperlich aus allen Nähten zu platzen, weil er sich nicht mehr rührte und bewegte, sondern nur noch damit beschäftigt war, darüber nachzudenken, was er sich ab morgen zu tun vornehmen könne. In seiner Wohnung, er hatte die 3, gleich über dem Prozentsatz, der in der 19 wohnte, stapelten sich in großen blauen und grauen Müllsäcken die gesammelten ausstehenden Vorhaben.

In der 16, auf der Krankenstation, lag der Nachsatz, hielt sich, obwohl trotz des düsteren Wetters die Gardinen zugezogen waren, noch zusätzlich die Hand vor Augen und begrübelte seine Depressionen, mit denen er alle Hausbewohner zu nerven pflegte. Er fühlte sich ungebraucht, matt und des Lebens überdrüssig. Ständig litt er darunter, sein Dasein auf der Ersatzbank zu ver-

bringen, in der Hoffnung, eventuell mal nachgeschoben zu werden und dabei vielleicht sogar etwas zu sagen zu haben. Aber es blieb dabei, dass er immer nur geholt wurde, wenn etwas noch irgendwie mitgeteilt werden sollte, was aber nicht in den eigentlichen Text gehörte. In „PS: Ich liebe Dich“ hatte er sich verfangen und gar zu früh zur Ruhe gesetzt. Doch was hätte aus ihm alles werden können. Bei entsprechender Qualifikation hätte er es unter Umständen bis in die Königsklasse schaffen und sogar ein Nachwort werden können. Wenn er nicht so früh Kinder gehabt hätte. Allerdings Nachbarn und Füllsätze verdrehen die Augen, wenn sie's hören und tuscheln hinter vorgehaltener Hand: Wenn der Nachsatz die Kinder nicht gehabt hätte, hätte er womöglich werden müssen, was er hätte werden können. Nicht auszudenken! Aber es hat ja sowieso nicht sollen sein, und so öffnet der Nachsatz gelegentlich die Tür der Krankenstation, schlurft im verblichenen Bademantel und abgelaufenen Pantoffeln über den Flur, schnäuzt Mitleid erregend in Berge von Taschentüchern und murmelt vor sich hin: „PS: Ich liebe Dich“.

Grundsätzlich, sagte der Grundsatz, bin ich dafür, dass man diesem kraftlosen Gesellen, der sich immer nur anhängt und ansonsten seine wunde Seele salbt, mal gehörig die Leviten liest, oder um es klar zu sagen, ihm das faule Fell versohlt.

„Das sehe ich auch so“, sagte der Hauptsatz. Zählte insgeheim an seinen Fingern die Wörter seines Satzes ab, empfand fünf als zu viel,

und ergänzte dann in einem neuen Versuch: „Stimmt. Punkt.“ Zwar verfügten Einwortsätze nicht über die nötigen Bestandteile eines Hauptsatzes, was dem Hauptsatz klar war, aber er liebte sie.

Ob das faule Fell zu versohlen wohl helfen würde, wagte die Frage einzuwenden und zog sich damit den Unmut der Herren Grund- und Hauptsatz zu. Die Frage war ihrer Meinung nach auch eine lebensuntüchtige Zeitgenossin, die ständig in Zweifel und Unsicherheiten steckte, die alles und jedes hinterfragte, die zu keiner Meinungsäußerung fähig war und noch jede Wahrheit ins Wanken gebracht hatte, indem sie sie in Ambivalenzen verstrickte, ihr Unterstes zuoberst kehrte bis sie nackt, frierend und zitternd im Wind ihrer Mächte stand, nämlich in Frage.

Wäre es nicht sinnvoll, dem Nachsatz eine Gesprächstherapie anzubieten? Glauben Sie nicht, dass da einiges verschüttet wurde im Verlaufe seines unzufriedenen Lebens, und dass man das vielleicht freilegen müsste? Und würden Sie nicht auch depressiv, wenn Sie immer nur „PS: Ich liebe Dich“ zu äußern hätten? Meinen Sie nicht, dass ihm eventuell eine Familienaufstellung helfen könnte? Ist nicht der Vorsatz aus der 3, der über dem Prozentsatz wohnt, sogar sein Bruder? Und hätte der es nicht auch mal bitter nötig, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen? Bei all den Täuschungen, die seine Vorsätze ihm vormachen? Stecken wir nicht alle voller Geheimnisse und vor allem voller Fragen? Fragt sich das niemand?

Vor allem stecken wir alle voller Mittelmaß, sagte der Aussagesatz, der hinzugekommen war. Wenn der Nachsatz nicht begreift, seine Existenz anzunehmen und aus „PS: Ich liebe Dich“ das Beste zu machen, dann wird er auf der 16 seinen Depressionen einen langen Bart wachsen lassen.

Punkt, sagte der Hauptsatz, und ging.

Der Dichter hatte Freude daran, die Sätze, derer er sich sonst nur bediente, und die er überdies ja seit einiger Zeit schon aus den Augen verloren hatte, so hautnah zu erleben und zu beobachten. Sogleich verspürte er Lust, sich doch noch einmal an die Aufgabe zu wagen, seiner Frau zur Weihnacht eine Geschichte zu schreiben und dabei viel mehr Acht zu geben auf die Wahl seiner Worte und Sätze. Leise schlich er sich zur Hintertür hinaus. Und als er noch einmal an der Adventskalenderhäuserfront hinauf-, in die erleuchteten Fenster sah, wusste er hinter der 14 die Herren Prozent-Zins- und Dreisatz beim Skatdreschen, und hinter der 16 den von Kopfschmerzen geplagten Nachsatz. Im Kulturraum hatten sich neben Grund-, Haupt- und Aussagesatz noch einige andere zu einer Lesung aus dem Kaffeesatz eingefunden, während die Frage unschlüssig und Schulter zuckend am Flurfenster zu sehen war und sich offensichtlich fragte, ob sie an der Lesung teilnehmen sollte oder nicht. Am weit geöffneten Doppelfenster des Zimmers 24 aber stand der Leitsatz, rauchte eine Zigarette und winkte dem Dichter

freundlich zu, wohl wissend, dass der von seinem Besuch bei ihnen schreiben, und die Sätze von seiner Geschichte wieder ein Stückchen in die Welt getragen würden.

Wind fegte den Schnee über das kahle Feld zu hohen Wehen auf. An der Ackergrenze verfangen sich Schneehügel und hielten sich am Wurzelwerk abgestorbenen Gesträuchs und modernden Laubes, das braunwelk aus dem Weiß hervorbrach und keinen Schutz hatte.

Wohl auch nicht brauchte. Pappeln raunten dem Wind ein gleichgültiges Lied. Sie waren tropfnass und schwarz. Wie die Krähen, die mit ihren schauerlichen Lauten das beklemmende Gefühl von Düsternis und Endzeit noch unterstützten.

Es war drei Jahre her, dass ein Dichter den Pappelweg entlang gewandert und dabei durch das Unterholz des Mischwaldes ins Reich der Phantasien geraten war. An diesem Heiligabend aber saß er in seiner Stube und schrieb seiner Frau das Märchen von den verlorenen Sätzen. Er hatte sich für ein klassisches Ende entschieden und setzte an den Schluss: Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute.

Die Frau des Dichters aber, die den Sätzen ihres Mannes noch ein wenig nachhing, hörte, wie in ihrem Adventskalender hinter der Tür mit der 16, die wie alle anderen Türen am Heiligabend offen stand, jemand flüsterte:

Mit Sprache über Sprache

PS: Ich liebe Dich!



Wilfried von Manstein

Worte – nichts als Worte...

Es war einmal ein Buch, das stand in einer Bibliothek. Ewigkeiten waren vergangen, seit jemand es aufgeschlagen oder gar ausgeliehen hatte und die Seiten waren arg vergilbt. Die Bindung begann sich aufzulösen und es roch auch nicht besonders gut, denn der Raum wurde selten gelüftet.

Die Wörter in diesem Buch waren verblasst und hatten lange nicht mehr miteinander gesprochen – es herrschte meist Totenstille zwischen den Seiten. Viele Wörter sahen keinen Sinn mehr darin, sich zu äußern. Sie waren zu hohlen Worten oder gar toten Wörtern geworden.

Aber ein Wort gab es, das sich nicht mit diesem Zustand abfinden wollte und das hieß Wahrheit. Die Wahrheit spitzte die Ohren und lauschte in das Buch hinein, in der Hoffnung auf das eine oder andere Lebenszeichen. Da war ein gelegentliches Klicken eines Konsonanten oder das Brummen eines Vokals zu hören, sogar einige Wortfetzen flatterten vorüber.

Die Wahrheit schöpfte Hoffnung und machte sich auf den Weg durch die Seiten des Buches.

Als sie das Sprichwort fand, stieß sie es mit dem Fuß an und rief:
„He, lebst du noch?“

Das Sprichwort klappte eines seiner uralten, müden Augen auf und murmelte: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.“ Dann stellte es sich mundtot.

„So leicht kommst du mir nicht davon!“, sagte die Wahrheit und schlug ihm das Ausrufungszeichen über den Kopf.

„Wort ohne Tat ist ein Acker ohne Saat“, presste das Sprichwort hervor und murmelte dann aufgebracht: „Besser eine Lüge, die heilt, als eine Wahrheit, die verwundet“.

Die Wahrheit aber hatte verstanden: Sie musste etwas tun, um ihre Sehnsucht zu stillen und vielleicht sogar am Ende einen Wortschatz zu finden.

Sie las das ganze Buch, legte jedes Wort auf die Goldwaage und entdeckte auf diese Weise die Freiheit. Die wirkte noch recht frisch und lebendig. Das Sprichwort, das die Sache am Rande mitverfolgt hatte, nuschelte vor sich hin: „Freiheit, wie gering, ist doch ein teuer Ding.“

„He Freiheit“, rief die Wahrheit.

„Vom Wahrsagen lässt sich's wohl leben in der Welt, nicht aber von der Wahrheit“, zitierte die Freiheit.

„Fühlst du dich wohl an diesem Ort?“, fragte die Wahrheit.

„Schon lange nicht mehr, denn dieses Buch ist furchtbar langweilig,“ sagte die Freiheit. „Ich habe freie Bahn, aber wohin? Ich habe freie Hand, aber wofür? Ich habe freie Wahl, aber es gibt so unendlich viele Möglichkeiten, dass ich wie gelähmt bin. Um meine Gesundheit zu erhalten und den Kopf frei zu kriegen, laufe ich jeden Tag ein bisschen zwischen den Seiten, wovon ich allerdings meist Seitenstechen kriege.“

„Als Wahrheit könnte ich dir sagen, was man gegen die Langeweile tun kann“, sagte die Wahrheit.

„Was denn?“, fragte die Freiheit neugierig.

„Wir gehen auf Wanderschaft.“

„Hinaus in die Freiheit? Keine schlechte Idee.“ Und nach kurzem Nachdenken fügte sie hinzu: „Warum hast du es nicht längst versucht?“

Die Wahrheit antwortete: „Denk doch mal nach. Um hier herauszukommen, muss man frei sein! Tun wir uns also zusammen und gehen auf die Reise!“

Gesagt getan. Die beiden Wörter griffen sich einen Bindestrich und verließen das alte, nutzlose, muffige Buch.

Ein paar Stockwerke höher fanden sie ein Lehrbuch der Philosophie. Es war viel dicker als ihr altes Zuhause und auch viel besser gebunden und es wurde noch fleißig von den Benutzern der Bibliothek ausgeliehen.

„Hier finden wir vielleicht eine neue Heimat“, sagte die Freiheit und sie klopfen an.

Da ertönten viele wortgewaltige Stimmen aus dem Plastikeinband, die riefen: „Nein, nein. Dieses Buch ist schon besetzt! Es ist gespickt mit Wahrheiten. Selbst die Fußnoten sind prall gefüllt damit. Wahrheiten, die sich widersprechen. Wahrheiten, die sich bekämpfen. Wir sind überfüllt und die dauernden Wortgefechte sind kaum auszuhalten. Selbst nachts herrscht ständiges Wortgeklingel.“

Und so gingen sie weiter.

Und kamen zu einem anderen Buch, das enthielt nicht nur Wahrheit, es hieß *Die Wahrheit*. Aber bevor sie anklopfen konnten, schrie eine Stimme aus dem Buch: „Fort! Hinweg! Kommt mir nicht zu nahe! Ich bin die einzige Wahrheit, die größte Wahrheit, die letztendliche Wahrheit, – keine Wahrheit kann neben mir bestehen!“

„Aber ich bin doch auch die Wahrheit. Wie kann ich etwas anderes sein als du?“

„Es kann nur eine einzige Wahrheit geben“, sagte das Buch und schlug sich selbst mit lautem Knall den beiden Wörtern vor der Nase zu. Dabei entwich ihm eine so ekelhafte Staubwolke, dass Freiheit und Wahrheit husten mussten.

Sie klopfen sich gegenseitig den Staub von den Buchstaben und die Wahrheit sagte: „Die Wahrheit scheint ein kompliziertes Ding zu sein, vielleicht sollten wir es mal mit der Freiheit versuchen?“

Gesagt getan.

Bücher über Freiheit waren recht selten, aber schließlich fanden sie eines. Es sagte: „Die Freiheit darf ruhig hereinkommen, aber die Wahrheit muss draußenbleiben.“

„Warum denn das?“, fragte die Freiheit. „Die Wahrheit ist mein Freund, wir sind zusammen auf Wanderschaft und wollen uns auf keinen Fall trennen.“

„Es gibt keine endgültige Wahrheit“, antwortete das Buch über die Freiheit. „Jeder ist frei, seine eigene Wahrheit zu finden. Daher sind wohlfeile Wahrheiten hier nicht erwünscht. Ihr müsst weiterziehen.“

„Weißt du nicht einen Ort, an dem wir willkommen wären?“, fragte die Freiheit.

„Versucht es mal bei der Weisheit. Die weiß vielleicht guten Rat.“

Aber Bücher der Weisheit waren noch seltener als Bücher der Freiheit. So groß die Bibliothek auch war, Weisheit war keine darin zu finden. Unsere Wörter mussten das riesige Gebäude verlassen und vagabundierten durch die Stadt und gelangten schließlich zu einem Stapel von Papieren, an denen ein Schriftsteller arbeitete, der seine Arbeit sehr ernst nahm und alle Weisheitslehren der Welt studiert hatte.

Anklopfen konnte man dort nicht, denn es handelte sich um lose, vom Luftzug bewegte Blätter, denen man ansah, dass sie ständig ausgetauscht und korrigiert wurden.

Die Weisheit auf diesen Manuskriptseiten hatte die beiden schon von weitem bemerkt und ehe Freiheit und Wahrheit den Mund aufmachen konnten, verkündete sie: „Was ich da schwarz auf weiß vor mir sehe, sind nur Wörter. Freiheit, paah, Wahrheit, puuh. Wörter können nicht sein, was sie bezeichnen. Ihr seid nur Symbole; eigentlich nur schwarze Pünktchen. Fliegendreck.“

Mein weiser Autor möchte ein Buch über die wahre, wirkliche Wahrheit und die wirkliche, wahre Freiheit schreiben. Ihr

Worthülsen taugt doch nur zum Plappern und Salbadern,
Schwadronieren und Schwätzen.

Geht hinaus in die Welt, und stellt euch der Wirklichkeit, und wenn
ihr das geworden seid, was ihr bezeichnet, könnt ihr meinetwegen
zurückkommen.“

Mit diesen Worten verschwand die Weisheit im Wust der Papiere.

„He Moment!“, rief die Wahrheit. „Wenn wir nur Wörter sind, dann
trifft das doch auf dich auch zu, oder?“

„Das ist ja das Problem“, sagte die Weisheit und streckte ihr „W“
aus dem Stapel. „Mir geht es wie euch. Allerdings kenne ich den
Namen der Krankheit, Ihr aber nicht.“

„So?“, fragte die Freiheit. „Wie heißt denn die Krankheit?“

„Wortklauberei!“ rief die Weisheit und verschwand in ihrem
Blätterstapel. Keine Silbe war mehr von ihr zu hören. Das machte
die beiden Wörter sehr traurig. Sie suchten sich ein Plätzchen in
einem der Wörterbücher auf dem Regal, um sich auszuruhen und zu
beratschlagen, was als nächstes zu tun sei.

Am nächsten Morgen setzte sich der Schriftsteller an seine
Schreibmaschine, spannte ein leeres Blatt ein und bohrte in der
Nase.

Dann blätterte er ratlos durch den Stapel seiner Manuskriptseiten.

Die Wahrheit und die Freiheit wachten auf. Hurtig hüpfen sie aus dem Wörterbuch und tanzten vor seinen Augen und schwirrten ihm im Kopf herum, um auf sich aufmerksam zu machen.

Der Autor rieb sich die plötzlich juckende Nase und zog an seinen Ohrläppchen.

Schließlich schrieb er viele kluge Worte über den Willen zur Wahrheit und den Drang zur Freiheit, aber dann schüttelte er den Kopf, rautte sich die Haare, riss das Papier aus der Maschine und warf es in den Kamin.

„Wir werden verbrannt werden, wenn wir hier im Kamin bleiben“, sagte die Wahrheit.

„Mir wäre es recht“, sagte die Freiheit. „Dann hat die Suche ein Ende und wir sind wirklich frei.“

Und die Wahrheit murmelte nachdenklich: „Vielleicht hast du recht. Die Wahrheit mag in dem liegen, was nicht gesagt werden kann.“

Die beiden Wörter warteten also im Kamin, bis der Schriftsteller sich am Abend mit einem Glas Wein davor setzte und das Feuer hell aufloderte.

Und während sie ohne einen Mucks verbrannten, lösten sie sich auf und kehrten zu ihrem Ursprung zurück, zum Nichts, zur Leere. Aber das waren keine leeren Worte, sondern das war unendliche Fülle. An diesem Ort waren sie eine Einheit geworden, nicht nur miteinander, sondern mit allen Wörtern, die es gab und die es noch geben würde.

Und der Schriftsteller schaute in die Flammen und merkte es auch. Nur wie er das aufschreiben sollte, wusste er immer noch nicht.



wartet ab. Vielleicht lässt sich ein guter Grund dafür finden, warum er sie nicht so oft sehen will.

Warum will er mich nicht sehen?, denkt sie. Und die Frage klopft ihr von hinten gegen die Zähne. Und die Zähne, die beißen zusammen, was nicht zusammen gehört. Die beißen zusammen, was auseinander geht. Doch die Zahnreihen, die halten. Dicht. Die halten es. Auf. Was an Angst an ihre Zahnreihen klopft, um Lücken darin zu schlagen.

Doch der Mann tritt unerschrocken vor die Zahnreihen ihrer Soldaten. Der Angst. Die stramm stehen und ihre Schultern gerade halten. Wollen. Und er klopft ihrer Angst schamlos auf den Grund ihrer Schultern. Und das Gefühl der Scham reißt sie auf. Er will mich nicht, denkt sie. Warum will er mich nicht?

„Ich will nicht, dass du dir irgendwann eine Beziehung mit mir wünschst“, sagt er. Und sie hält die Luft an, als würde sie keine neue Luft mehr bekommen. Können. Hält sie die Luft an. Damit sich ihr Jammern nicht durch den Zaun ihrer Zähne hinaus atmet. Hält sie die Ohren verschlossen. Damit sich seine Worte nicht tiefer in ihr Hirn vergraben und dort Baustellen heben, wo bis jetzt noch ein Schloss stand. In dem sie mit ihm voller Pracht einmal lebte. Denn. Sie dachte, er hätte seine Schlossmauern schon längst an ihr hochgezogen.

Doch es gibt Worte, die Schlosstore schließen. Die vor die Tür setzen, was nicht hinein darf. In die gute Stube. Und der Mann, der schiebt mit seinen Worten ihren Horizonten Riegel vor. Und wo eben noch alles weit war, da wird es jetzt eng. Da reicht ein Weg für zwei nicht. Lang. Und seine Worte, die schlagen Zähne, die ein Lächeln zeigen. Aus. Seine Worte, die brechen Hände, die sich halten wollen. Ab. Die schlagen Löcher auf den Boden. Ihrer Beine.

Und sie stolpert in die Schlaglöcher seiner Worte. Hinein. Auf ihrem Weg, der ihm unbeirrbar nachfolgt. Sucht sie Schlüsselworte. Für verschlossene Tore. Und sie findet nur Schweigen.

Ihr Schweigen ist wie ein Stillstand von Atmen. Und sie hält still. Den Sturm ihrer Bedürfnisse. Aus. Sie hält ihn. Auf. Damit ihre Bedürfnisse nicht auf den Booten ihrer Worte hinausfahren. Können. Hält sie den Fluss ihrer Bedürfnisse. In ihrem Mund. Fest. Und schluckt ihn wie Speichel. Hinunter.

Nicht anhänglich sein, denkt sie. Und sie hängt ihren Blick in die Winkel ihrer Augen. Sie hängt an dem Mann und lässt ihn nicht aus den Augen. Und seine Schritte, die federn, als wäre alles ganz leicht. Und sie will sich an seine Beine binden wie ein Klotz, der so tut, als wäre alles ganz leicht.

Doch aus Zahnlücken, da kriechen Bedürfnisse wie Schaben. Und die Schaben, die nisten. In den Ecken ihres Lächelns. Bauen die Nester.

Aus ihren Lücken. Und sie schlägt die Zähne ins Fleisch. Damit sich ihre Bedürfnisse nicht aus den Nestern heraus hieven. Können. Beißt sie kaputt, was sie irgendwie kaputt macht. Und Bedürfniskrümel schlafen in der Wiege ihrer Mundwinkel. Nicht. Sonderlich. Fest.

„Du hast da was“, sagt er. Und er schnippt ihr ein Bedürfnis vom Kinn aus weit. Weg. Und ihr bleibt ein taubes Gefühl. Zurück. Im leeren Nest, aus dem Vogelkinder zu früh gefallen sind und unten nicht überleben. Werden.

Und der Regen setzt seine langen Beine auf dem Boden. Auf. Der Regen tanzt. Mit langen Beinen. Auf ihrer Stirn. Drauf. Und der Kopf ihrer Beine steckt in den Wolken. Fest. Ihr Kopf rammt sich in Watte. Taub. Der bleibt hängen zwischen Regenbeinen, die auf ihr herumtrampeln. Denn. Immer trampeln alle auf ihr herum. Und sie versucht, den Kopf trotzdem hochzuhalten.

„Jetzt schmoll nicht“, sagt er. Und er legt ihr den Arm um den Hals. „Es ist doch schön so, wie es ist.“ Und sie denkt daran, wie viel schöner es sein könnte. Und sie sagt nicht, dass es nicht schön so ist, wie es ist. Sie kann nicht sagen, was sie sagen würde, wenn sie sich nicht fürchtete.

Denn. Ihre Worte, die liegen wie Patienten auf dem Lager. Ihrer Zunge. Ihre Worte, die werden nicht entlassen. Die werden nur

eingeliefert und weggesperrt. Ihre Bedürfnisse sind Unerforschte. Krankheiten. Auf dem Lager. Ihrer festgeschnallten Zunge. Die sie nicht benennen kann, weil sie sich fürchtet. Und so sagt sie nicht, wie ihr Glück heißt. Aber sie will sagen, dass ihr das Glück hier mit ihm zu wenig ist. Aber sie ist sich selbst überall zu viel. Und so redet sie Schweigen.

Und die Anstalt ihrer Worte bleibt übertoll. Unter der Schädeldecke. Ihrer Nervenanstalt. Hängen. Denn. Sie hat tausend Worte einer fremden Sprache im Kopf. Und der Kopf wird ihr schwer. Und sie will ihren schweren Kopf in seine Armbeuge legen. Damit er sie schaukelt. In der Wiege seiner Beuge. Mit tausend ungesagten Worten im Kopf hängt sie an seinem Arm. Und sie hängt daran wie an einem Ast über dem Abgrund, in den sie ihre Bedenken stürzt. Und der Abgrund, der schluckt tausend ihrer ungesagten Worte. Und es poltert. Ein bisschen. Leise. Dabei.

„Hast du was gesagt?“, sagt er. Und sie schüttelt den Kopf. Und lauter Ungesagtes türmt sich zwischen ihnen. Hoch. Auf. Wie Träume. Denn. Dafür ist überall Platz. Und so schleicht sie um Schlosstürme, in die sie nicht hineinkommt. Herum. So sucht sie nach einem Schlossplatz. In hohen Träumen. Und fällt dabei. Tief. In Gräben. Hinein. Und Fragezeichen nehmen im Erdrutsch die Sicht. Sie will fragen, ob sich das alles noch ändern kann. Mit ihm. Und sie

unterstellt ihm Veränderung. Ungefragt. Sie träumt sich reich. Sie denkt ihn sich viel. Sie denkt kreisend um ihn herum. Und sie unterstellt ihm Lügen, um sich selbst zu glauben. Und die Lügen, die tragen sie. Weit. Auseinander. Und Ungesagtes wird breitgetreten und unter Schuhsohlen hervorgeholt und wieder glatt gestrichen. Für Tagträume. Mit Worten voller Liebe. Von der einen.

„Du bist die eine, auf die ich immer gewartet habe“, sagt er. In ihren Träumen.

„Aber dann warte doch“, sagt sie. Und sie eilt ihren Lügen nach. Sie wirft Reißzwecken unter die Sohlen ihrer Füße, um sich an die seinen zu heften. Hält sie tapfer mit. Ihm. Schritt. Ihre Lügen haben lange Beine, wenn sie pochend ihren Träumen nachjagt. Wenn der Mann fast schon um die Ecke verschwunden ist und Nähe in der Ferne verschwindet.

„Ich brauche nicht soviel Nähe“, sagt er. Und sie sucht seine Nähe im Schatten seiner Gestalt. Und in seinem Schatten, da läuft es sich. Weit. In seinem Schatten, da blendet sie nicht die Sonne am Himmel. Und sie schreitet in seinem Rücken. Immerfort. Und sie holt auf. Sie fällt zurück. Da muss sie nicht aufrecht gehen. Auf dem Weg, den sie geht. Denn. Sie spielt ´Komm mit – lauf weg`. Doch er kommt nicht. Und sie läuft nicht weg.

Sie läuft gegen Mauern. Und sie sieht, dass sie gegen Mauern läuft, wo sie sich den Kopf hart aufschlagen wird. Aber sie denkt, das kann sich noch ändern. Wo eine Mauer ist, ist auch ein Loch. Aber der Mann, der verschränkt die Arme vor der Brust wie eine Mauer winkender Hände. Die sie abwehren. Wie eine Fliege.

„Das hat nichts mit dir zu tun“, sagt er. Und er lässt sie gegen seine Mauer laufen, wo ihr der Kopf hart aufschlägt. Und sie nimmt Anlauf, um schneller hart aufzuschlagen. Und die kleine Fliege, die schlägt sich den Kopf. An seinen Händen. Mehr als blutig.

Denn. Wo eben noch ein Tor war. Ins gemeinsame Schloss. Da endet ihr Weg. Abrupt. An blutroten Ziegelsteinen. Und weil es nicht rein geht, bleibt sie draußen. Hängen. Und weil sie drinnen keine Stube hat, bleibt sie im Garten. Auf der Stelle. Stehen. Und dort legt sie sich Brot in den Sand. Ihrer Handteller. Dort schenkt sie sich Wein in den Teich. Ihrer Augen. Dort schüttelt sie Kissen in das Gras. Ihrer Beine. Und Trugbilder hängen an den Wänden. Aus Wind. Trugbilder flirren vor ihren Augen. Aus Wolken. Und Trugbilder malen ihre Füße auf den Weg. Wo er jede Menge Platz hat. Wo sie sich mit Platzwunden zufrieden gibt.

Und beide tragen ein Tor zwischen sich. Her. Und sie hängt sich von draußen an Klinken wie an Klippen. Und er stemmt sich von drinnen gegen Klinken wie ein Felsen. An der Weggabel eines Lebens. An der

sie verbissen Felsen erklimmt. Um bei Gutwetter die schöne Aussicht zu genießen.

„Du machst mir Angst“, sagt er. Und er sieht nicht aus wie einer, der Angst vor ihr hat. Denn. Sie wird das Tor nicht öffnen. Können. Und er wird im Torbogen bleiben. Können. Und der Regenbogen zaubert. Verbindung. Über den Regenbogen schickt er ihr einen freundlichen Gruß. Zu.

„Das heißt ja jetzt nicht, dass wir uns nicht mehr küssen können“, sagt er. Und er spannt sich über den Bogen. Ihr. Zu. Und er küsst sie. Jetzt. Ein bisschen. Gespannt. Ob sie mitmacht. Und er lehnt sich jetzt auf der sicheren Seite. Weit. Aus seinem Fenster. Heraus.

Er nimmt ihren Kopf in seine regennassen Hände, die auf ihr herumtrampeln. Und die Nässe seiner Hände, die spült ihr die Platzwunde. Am Kopf. Aus. Sein Mund legt sich auf ihren Mund. Drauf. Und ihr Mund platzt. Unter seiner Berührung. Auf. Er regnet in sie. Hinein. Und der Regen legt sich um den Schaft seiner Worte. Herum. Um den Stoß seiner Worte zu dämpfen. Denn. Seine Berührung spült alle Bedenken aus ihrem Kopf. Und das Blut seiner Worte in ihrem Kopf wird vom Regen gewaschen, bis es ganz still wird. In ihr. Bis auch tausend ungesagte Worte vergessen haben, was sie sagen würden, wenn sie sich nicht fürchtete. Auf ihrem Weg.

Doch Platzwunden haben lange Beine. Und die nimmt sie heute noch nicht in die Hand. Denn. Ihr Weg, der braucht noch bisschen. Mehr. Schmerz. Und sie sieht die Farbe ihrer Träume. In seinen Augen. Rot.

„Ja, ich will“, sagt sie. Stumm. Und er hört nicht, wie sie schreit.

